

Frauen um Cox: Claude Borelli und Nadja Tiller



IM NÄCHSTEN HEFT
führt uns Sternreporter Andersen in das größte Warenhaus Europas – das GUM in Moskau. Dort kostete im Oktober dieser reizende Sommerhut 72 Mark. Noch elegantere Modelle kosteten pro Stück bis zu 180 DM

Der Stern

erscheint an jedem Mittwoch im
Verlag Henri Nannen GmbH
Hamburg 1, Curienstraße 1, Pressehaus Telefon 32 28 91 · Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen
Stellvertreter: Karl Beckmeier

Redaktion: Lore Bollermann, Dr. Horst Claus, Günther Dahl, Joachim Heldt, Hans Neumeyer, Hans Nogly, Rolf Oertel, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Kurt Wolber
Chefreporter: Pitt Severin

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Telefon 24 51 52, Fernschreiber Berlin 0283 867

Süddeutsche Redaktion:
Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Telefon 5 53 53, Fernschreiber München 05 23204

Westdeutsche Redaktion:
Günter Peis, Düsseldorf, Scharnhorststraße 6, Telefon 4 84 67

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt am Main, Auf der Körnerwiese 5, Telefon 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Freiburg im Breisgau, Karlstraße 40, Telefon 4295

Ausländische Redaktionen:
Wien: Eberhard J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstraße 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber und Telex 01/1633
Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25
Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10
Paris: Edmond Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Babylon 1136
London: Peter G. Wichman, London W 11, 12 Arundel Gardens, Telefon BAYswater 7269
Skandinavien: Erwin Löwe, Stockholm-Råsunda, Östervägen 12, Tel. 27 00 88
New York: Yvonne M. Spiegelberg, New York 28 N. Y., 162 East 81st Street, Telefon BU tterfield 8-6976

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 1. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hambg. 1, oder Postscheck Hambg. 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe i. Holst. Printed in Germany



Der Stern wird wegen seines Eintretens für den Bürger gegen staatliche Willkür von Zeit zu Zeit verboten. Solche Verbote erfolgten z. B. im Jahre 1951 durch die Besatzungsmächte, 1954 durch die Hamburger Justiz

Wenn der alte Mann winkt, *hat er Sorgen. Erst wollte man ihm seine Europapläne in Bonn zerschlagen, dann platzte sein mühsam in den Hafen des Atlantikpaktes gesteuertes Wiederbewaffnungsprojekt beinahe auf den ersten Schlag in der Pariser Nationalversammlung. Doch Bundeskanzler Adenauer bleibt unentwegt auf seinem Kurs: er ist für Butter, für die er hier den Grundstoff hochhält, und zugleich für die Kanonen einer neuen deutschen Wehrmacht*



Mendès-France

Frankreichs Premier schildert die schwerste Stunde seine

Leutnant Mendès-France, der heutige Premierminister Frankreichs, flüchtete 1940 nach Marokko, um den Kampf von Afrika aus fortzusetzen. Die Vichy-Regierung ließ ihn verhaften. Er wurde in das Gefängnis von Clermont-Ferrand in der Nähe von Vichy übergeführt und erhielt nach zehn Monaten Haft sechs Jahre Gefängnis wegen Fahnenflucht. Das wurde sein Stichwort: Er legte Berufung ein, aber Flucht war von jetzt ab sein einziges Ziel. Er sammelte, zum Teil durch Tauschhandel, Geld und Eßwaren, holte sich heimlich aus der Gefängniswerkstatt eine Säge und ließ sich durch einen Besucher ein Kursbuch einschmuggeln. Sein Fluchtziel war Grenoble, 250 km entfernt. Er wählte, acht Monate bevor dieser Zug fuhr, den Nachtexpreß 11 Uhr 25, danach richtete sich sein Fluchtplan. Zunächst stellte er den Antrag auf Überführung in das Gefängnislazarett. Das Gesuch wurde genehmigt. Er erhielt eine Zelle im zweiten Stock des

← **Vor dreizehn Jahren:** *der Mann der Résistance, Mendès-France, nach seiner Flucht aus dem Gefängnis von Clermont-Ferrand. Er schildert hier, wie er aus seiner Zelle entkam*



Der Wunderknabe *Pierre übersprang zwei Klassen und machte mit 15 Jahren sein Abitur*



Der jüngste Professeur *mit einer seiner Hörerinnen. Er war mit 18 Jahren Dr. jur. geworden*



Mit 25: *Frankreichs jüngster Volksvertreter, mit Bart, besucht seine Eltern und seine Schwester*

Wenn der junge Mann trinkt, *muß es Milch sein. Frankreichs jüngster, 47 Jahre alter Premierminister, Mendès-France, ist mit Adenauer einer Meinung, daß die Bundesrepublik ein Fort in dem Verteidigungsring des Westens werden soll. Persönlich hat er weder Angst vor einer deutschen Rüstung noch vor Unterhandlungen mit Moskau. Er will Frankreich nicht mit Phrasen, sondern mit Vernunft regieren. Die US-Agentur AP wählte ihn zum „Mann des Jahres"*

wählte den Nachtexpress

s Lebens • Es war nicht zum Jahreswechsel 1954/55, sondern vor 13 Jahren ...

Lazarettgebäudes. Wie er von dort flüchtete, erzählt er selber in diesem Bericht:

„Gegenüber von meinem Zellenfenster war die Gefängnismauer etwa 8 Meter hoch. Ein Gang zog sich in 4 Meter Höhe entlang, man konnte vom Hof über eine Treppe aus Stahl zu ihm gelangen.

Wenn ich aus meinem Fenster in den Gefängnishof und über die Treppe auf den Gang kommen konnte, würde ich in der Lage sein, oben auf die Mauer zu gelangen. Den Sprung hinüber müßte ich dort wagen, wo das Mauerwerk unten abgebröckelt war.

Viele Stunden verbrachte ich am Fenster mit dem Studium jedes Mauersteines. Langsam machte ich einen gangbaren Weg aus: ein wenig rechts von der Treppe befanden sich verschiedene Steine, an denen ich mich festhalten konnte. Ich betrachtete sie zu verschiedenen Tageszeiten, wenn die wechselnden Schatten sie in Breite und Länge genau abzeichneten.

Andere Schwierigkeiten erschienen mir nicht so bedeutend, obwohl mich eines eine Zeitlang beschäftigte. Ich würde also das Gitter durchsägen, meine Laken am Fenster verknoten und dann an ihnen entlang in den Gefängnishof gleiten. Aber die Laken durfte ich ja schließlich nicht so zurücklassen, fest verknotet am Fenster, man würde sie sofort entdecken.

Mehrere Tage grübelte ich und schließlich fand ich die Lösung: Man mußte eine Schnur an das verknotete Laken binden,

(FORTSETZUNG AUF SEITE 32)



Ein alter Ehemann. *Schon mit 26 Jahren heiratete Pierre die Warenhauserbin aus Kairo, Liliane Cicunel. Ihr Reichtum gab ihm die Unabhängigkeit für eine Karriere* ➔



Der Schmuck, *den Merle Oberon trägt, ist heute 750 000 Dollar wert. Napoleon schenkte ihn Josephine Beauharnais Anno 1804 am Tage der Kaiserkrönung*

NAPOLEON ist an allem schuld

Er lockt sogar seine Nachfahren ins Kino. Als der Film „Désirée" im New Yorker Roxy-Theater uraufgeführt wurde, vermutete alle Welt in den drei Herrschaften links den Grafen Henri Louis Bonaparte, die Gräfin Bonaparte und ihre Tochter. Erst als kurz darauf der Graf seine Memoiren einer Zeitung anbot, kam man dahinter, daß es sich bei ihm um den Hochstapler Alberto Carlo handelt, einen 44jährigen Dekorationsmaler. Er ließ sich überall — wie auch hier — von zwei Freundinnen begleiten und trug ein Hörgerät im Ohr, um unangenehmen Fragen zu entgehen. Der Polizei gestand er, daß er nichts anderes wollte, als sich eine „gute Zeit" verschaffen. — Rechts außen Prinz Christian von Hannover. An seinem Arm geleitet er die Filmschauspielerin Merle Oberon, die in dem Film die Rolle der Josephine Beauharnais spielt. Die Titelrolle der Désirée, der Geliebten Napoleons, wird von Jean Simmons gespielt. Napoleon ist Marlo Brando. FOTO: UP

Am Ende der Reise stand der Tod

Über zwanzig Stunden hatten die Motoren der großen DC 6 B gleichmäßig gebrummt. 32 Passagiere der italienischen LAI-Maschine freuten sich auf ihre Familien, auf New York. Die roten Landelampen über der Pilotenkabine flammten hell auf. Die Stewardessen reichten Kaugummi und halfen beim Festmachen der Sicherungsgurte. Die letzten Zigaretten wurden ausgedrückt. Idlewild Flughafen gab Landegenehmigung. Die Maschine verlor an Tempo und Höhe. Es knackte in den Ohren. Und dann zerschlug im Bruchteil einer Sekunde eine Riesenfaust die Druckluftkabine, Stichflammen zischten und eisiges Wasser ertränkte den Rest des Lebens. Nur sechs Passagiere im abgebrochenen Schwanzende wurden lebend geborgen. Die anderen waren am Ende ihrer Reise.



Flammend *bricht die benzinübersprühte Pier zusammen, an der die Unglücksmaschine zerschellte*

Aus dem Wrack *zogen die Rettungsmannschaften 26 leblose Körper. Alle waren sie noch festgeschnallt in ihren bequemen Liegesesseln. In ihren Koffern lagen Familiengeschenke aus der Alten Welt und in ihren Brieftaschen steckten neben Visitenkarten, Bildern und Pässen Reiseschecks und Versicherungspolicen. Sie selber brauchen nichts mehr davon* FOTOS: up

Der ewige Schnee wird sie bald für immer einschließen. Diese isolierten Stahlröhren mit ihren u-bootähnlichen Einstiegluken beherbergen die einsamsten Soldaten des kalten Krieges

Unterschneeheime

Draußen toben Polarstürme mit über 40 Grad Kälte. Aber in den modernen Stahl-Iglus der US-Airforce auf Grönland, die planmäßig im Schnee versinken, ist es warm wie in Florida, und ultraviolette Lampen ersetzen den Soldaten das Sonnenlicht.



Nachschub *für die Unterschneeheime kommt aus der Luft gerieselt. Bald werden die Männer in ihren Schneehemden aus den Einstiegluken ihrer Häuser kriechen und aus den Stahlfässern neues Öl für die Wärme- und Kraftanlagen nach unten holen. Wärme, Licht, Radio, Klimaanlagen, Infrarotgrills und Konserven machen sie vergessen, daß sie langsam im ewigen Eise versinken. Zur Ablösung kommen manchmal Kufenflugzeuge herunter*



In der Messe der Unterschneehäuser sitzen die dienstfreien Wettersoldaten und verzehren ihr Vanilleeis wie zu Hause FOTOS: up



Die schlimmste Nacht ihres Lebens

hat die schwedische Fischerstochter Irmgard Mansson, 21, durchgemacht. Halb von Sinnen wurde sie auf der kleinen Insel Ven im Öresund, zwischen Kopenhagen und Helsingborg, aus ihrem Boot gezogen (linkes Bild). Gegen den Wunsch ihrer Eltern hatte sich Irmgard mit dem Postbeamten Norin (Bild rechts) verlobt. Die Fischerleute wollten nichts von dem jungen Mann mit den städtischen Manieren wissen. Norin beschloß, den alten Manssons zu zeigen, daß er auch auf See seinen Mann stehen kann. So fuhr er mit Irmgard in einer stürmischen Nacht in dem kleinen Boot hinaus auf den Sund. Als der Hilfsmotor ausfiel, wollte Norin das Segel setzen. Da brach der Mast und stieß ihn ins Wasser. Die Takelage fiel hinterher und umschlang Norin so unglücklich, daß er nicht an Bord zurückklettern konnte. Drei Stunden lang hielt Irmgard Mansson den Kopf des Hilflosen über Wasser. Drei Stunden lang — unfähig, den Geliebten zu befreien. Als sie spürten, daß die Kräfte sie verließen, nahmen sie Abschied. Norin versank in der eisigen Ostsee. Irmgard trieb bewußtlos bei der Insel Ven an Land. FOTOS: Löwe



Ohne Beratung *fällte das amerikanische Militärgericht in Berlin-Lichterfelde das Urteil über die 24jährige Studentin Irmgard Margarete Schmidt aus Halle an der Saale. Sie wurde für schuldig befunden, unter dem Agenten-Decknamen „Stefania" Spionagedienste für die Sowjets geleistet zu haben. „Spione sind gefährlicher als Mörder", sagte der Staatsanwalt. Der Richter verhängte zweimal fünf Jahre Gefängnis. Aber niemand forschte in der einstündigen Verhandlung nach den Ursachen, die das 24jährige Mädchen zur „Spionin" werden und sie zwischen die Mühlsteine von Ost und West geraten ließen. Die „Geheimnisse", die sie den Sowjets verriet, waren ein paar Namen amerikanischer Offiziere*

„Ihre Schönheit ist unser Kapital", sagte der Major...

Und so wurde von den Sowjets die 24jährige Irmgard Schmidt zur Agentin gepreßt

Die Chrysler-Limousine wiegt sich wippend in den Federn, als der Fahrer den „Platz der Luftbrücke" umkurvt. Das Mädchen zwischen den beiden Männern im Fond des Wagens fühlt sich an die Schulter ihres rechten Nachbarn gedrückt. „Verzeihung", sagt sie leise und möchte lächeln. Aber da besinnt sie sich. Gesten der Entschuldigung stehen ihr nicht mehr zu.

Der Mann neben ihr hat überhaupt nicht geantwortet. Er hat sie nicht einmal von der Seite angesehen. Er faßt in seine Rocktasche, angelt einen in Leder gebundenen kleinen Ausweis hervor und drückt ihn gegen die Fensterscheibe. Der Posten, der den Wagen stoppte, nickt und läßt den Schlagbaum hochschnellen. Langsam rollt die Limousine durch die Torbogen des Flughafengebäudes von Berlin-Tempelhof.

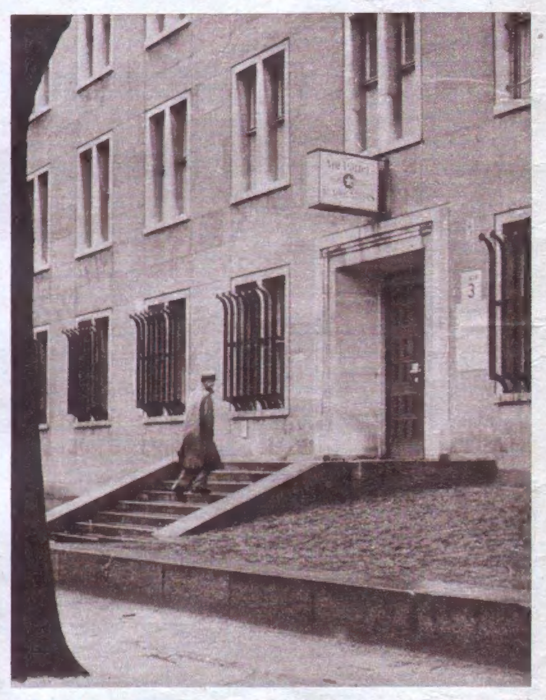
(FORTSETZUNG AUF SEITE 33)



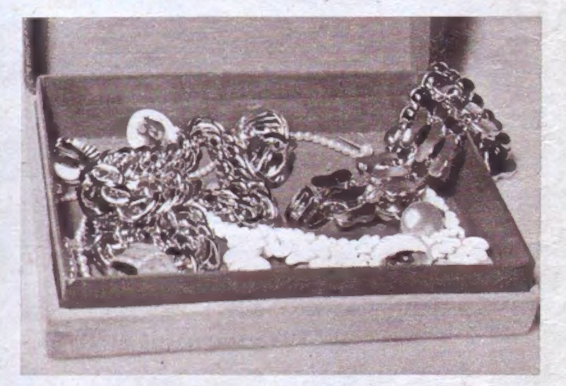
„Sie sind sehr hübsch", *entdeckten die sowjetischen Spionage-Offiziere von Karlshorst und erpreßten Irmgard Schmidt zu Agentendiensten in Westberlin. Man hatte ihr vorgegaukelt, daß sie dadurch einem verhafteten Kommilitonen wieder zur Freiheit verhelfen könnte*



Der Berliner Kreml, *das Hauptquartier der Sowjets in Karlshorst, ist schwer bewacht. Hier sitzt der russische Geheimdienst, dem die Agentin „Stefania" ihre Berichte über die amerikanischen Dienststellen übergeben mußte. Aber alle Informationen waren für die Sowjets wertlos*



Die Arbeitsstätte *der Studentin war diese CIC-Dienststelle in Berlin-Tempelhof. Da sie selbst nicht an wichtige Nachrichten herankam, versuchte sie über einen deutschen Angestellten Material zu erhalten, um sich von den Sowjets loszukaufen und ihre Mutter retten zu können*



Billigster Schmuck *war Irmgard Schmidts ganzer Reichtum. Von den 2700 Ost- und 800 West-Mark, die sie von den Sowjets als „Spesen" erhielt, konnte sie nur knapp leben. Sie glaubte, durch ihre Tätigkeit zwischen Ost und West Menschen helfen zu können*

Sternreporter in Moskau

Die sowjetische Regierung wird wissen, warum sie dem Stern bisher ein Visum zum Besuch der Sowjetunion beharrlich verweigert hat. Sie wird andererseits nicht damit rechnen, daß wir uns ein solches Visum durch das Versprechen „positiver Berichterstattung" erkaufen. Um unseren Lesern ein objektives Bild vom Leben in Rußland geben zu können, blieb uns nur ein Umweg. Er führte über Dänemark und den dänischen Fotografen A. E. Andersen. Von Moskau über Stalingrad, Kiew, Odessa und Charkow führte sein Weg nach Leningrad. Was er sah und fotografierte, wird der Stern in einer Reihe eindrucksvoller Veröffentlichungen seinen Lesern vorlegen.

Auf den Rollbahnen *nach Moskau rattern morgens die doppelreifigen Lastwagen mit den großen weiß gemalten Nummern. Massen von Arbeitern und Frauen zieht der gewaltige Moloch Moskau in sein verwirrend vielschichtiges und anstrengendes Leben. Moskau ist eine gigantische Kollektivtretmühle, die Menschen aller Rassen anzieht, aussaugt und wieder in das primitive Leben der Umgebung ausspeit. Moskau ist nicht Rußland — aber Moskau ist die Stadt der Träume aller Menschen des riesigen roten Imperiums, der Nabel der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken*



MOSKAU IST DIE HEIMAT VON ACHT MILLIONEN MENSCHEN

VON DEN LENIN-BERGEN AUS GEHT DER BLICK ÜBER DAS MEER DER HÄUSER HINÜBER ZU DEN WOHNTÜRMEN UND UNIVERSITÄTSKOLOSSEN, DEM HÜGEL DES ALTEN KREML UND DEN KIRCH





Die Limonadenwagen *vor dem Kino gehören dem Staat, genau so wie das Kino selber. Man spielt „Der Vagabund". Der Eintrittspreis für eine Doppelvorstellung – zweimal zwei Stunden – kostet zehn Rubel, gleich zehn DM. Die Lichtreklame hoch oben im Hintergrund fordert: „Bringt euer Geld in die Sparkasse." Aber die Moskauer sind für das Ausgeben, denn es gibt mehr Geld als Waren im Lande*



Das alte Moskau *verschwindet. Die Holzhäuser vor den modernen Wohnmaschinen sind noch eng belegt (Monatsmiete etwa 18 Mark). In den modernen Blöcken kostet die Miete 1,50 Mark pro Quadratmeter, einschließlich Gas, Wasser, Licht, Telefon und Fernsehen. Ein Fernsehapparat kostet die Hälfte eines Anzuges. Wolkenkratzerhäuser (links) sollen nicht mehr gebaut werden. Sie sind im Winter zu kalt*

TÜRMEN DER HAUPTSTADT. VON HIER AUS STARRTE 1812 KAISER NAPOLEON IN DIE FLAMMEN DER BRENNENDEN STADT. HEUTE IST DIESES TAL DER LIEBLINGSAUFENTHALT DER GROSSSTÄDTER



Freie Unternehmer *gibt es nicht mehr. Selbst die Schuhputzerin vor dem staatlichen Laden liefert ihre Einnahmen nachher an der Kasse ab, genau so wie Scherenschleifer, Limonadenverkäufer oder andere „Straßenunternehmer". Sie beziehen alle ein festes Monatsgehalt. Das Straßenleben ist lebhaft. Alle Rassen der 16 großen Republiken der Union drängen sich durch die Boulevards der Hauptstadt. Ihre Kleidung ist monoton und nähert sich nur langsam dem Schnitt der westeuropäischen Konfektionsmodelle. Allerdings sind die Preise sehr hoch: ein mittlerer Anzug kostet 2500 Rubel (ein Rubel gleich eine Mark). Aber trotzdem sind die Läden immer voll von Käuferschlangen*



Kaviar und Sekt *sind in Moskau erschwingliche Genüsse. 75 Gramm frischer schwarzer Kaviar mit einem großen Pokal Sowjet-Champagner, Butter und Brot kosten etwa 10 Mark im Restaurant. Die Schulkinder bekommen jeden Tag den billigeren roten Kaviar auf ihr Schulbrot. Die Kellnerinnen sind Staatsangestellte und dürfen deshalb von den Gästen keine Trinkgelder annehmen. In den großen Luxushotels für Parteigrößen und Ausländer lebt man sehr gut, wenn auch durch den amtlichen Rubelkurs recht teuer*



Der Verkehr *ist nicht sehr schnell, aber flüssig. Auf den breiten Boulevards reißt der Autostrom selten ab. Die meisten Autos gehören dem Staat. Nur wenige Russen der privilegierten Schichten haben Privatwagen. Ausländische Typen sind sehr selten. Und die eigenen Marken — Moskowitsch, Pobjeda, Zim und Zis — decken trotz hoher Produktionszahlen nicht im entferntesten den Bedarf des Zivilsektors. Die Milizionäre (Polizisten) kümmern sich selten um eventuelle Unfälle oder Verkehrsübertretungen. Der Presse ist es verboten, über Verkehrsunfälle zu berichten. Genau so „tabu" sind Kriminalfälle. Das darf den Sowjetbürger nicht interessieren*

MOSKAU IST DAS ZENTRUM DER SOWJETMACHT, HAUPTQUARTIER DER STAATSPOLIZEI



Hauptstädtische Eleganz *trifft man in Moskau selten. Dafür ist es zu hart und fleißig. Hier schwingen sich Künstler zum Gipfel, arbeiten sich Parteimänner mit dem Ellbogen auf die Titelseiten der „Prawda" und „Isvestija", konstruieren Techniker Mordwaffen und Maschinen und planen Generalstäbler ihre Feldzüge. Hier rollt in Luxusrestaurants der Rubel, während die Arbeiter in ihren Kantinen Kascha und Hering bekommen. Hier sind die Boulevards doppelt so breit als in Paris, und hier leben auf den Quadratmeter Wohnraum mehr Menschen, als selbst im bombenzerstörten Deutschland*



Das Hauptquartier der MWD *am Dsershinskij-Platz sieht aus wie ein Warenhaus alter Art. Links daneben liegt das berüchtigste Gefängnis der Welt, die Lubjanka. Noch vor kurzem herrschte hier der allmächtige Polizeichef unter Stalin, Berija, bis ihn selber die Kugel des Henkers ereilte. Bis 1926 wirkte hier Felix Edmundowitsch Dsershinskij, der Vorsitzende der „Allrussischen Außerordentlichen Kommission zum Kampf gegen die Konterrevolution", der Schöpfer und Organisator der GPU und NKWD. Er „säuberte" etwa 20 Mill. Gegner des Systems mit dem obligaten Genickschuß und merzte die Trotzkisten in der Partei aus*

Im Bolschoi-Theater *mit seinen 2200 Plätzen drängt sich die Moskauer Intelligenz neben Soldaten, Offizieren, Arbeitern und Delegationen, um das große Staatsballett mit der Ulanowa zu erleben. Sie tanzt den „Roten Mohn", den Sieg des Bundesgenossen Mao Tse Tung über die monopolkapitalistischen Aggressoren aus den USA und den Triumph der Anstrengungen des großen Sowjetvolkes, das der chinesischen Volksrepublik zum Frieden verhalf. In der ehemaligen Loge des Zaren aller Reußen saßen schlitzäugige Volksstudenten aus der Äußeren Mongolei und klatschten gemessen Beifall, während sich die immer noch unschlagbare Ulanowa vor dem rotgold glitzernden Brokatvorhang verneigte, der mit den Jahreszahlen der großen Arbeiterrevolutionen 1871, 1905 und 1917 bestickt ist*

UND MITTELPUNKT DER „KULTURA"



Die Sowjetkunst *duldet keine Patina. Jedes Jahr fallen die Putzfrauen mit Muskelkraft und Chemikalien über die in der ganzen Stadt verstreuten Denkmäler her und wienern die optimistisch strahlenden Arbeiter-, Soldaten- und Bauerngruppen auf Hochglanz. Jeder Modernismus in der bildenden Kunst und Architektur gilt als unsowjetisch und ist verpönt. Die Kunst dient dem Volke — und das Volk versteht eben nur den „revolutionären Realismus", den die Künstler im Westen schlicht als Kitsch abtun*



Die Kremlglocke *aus dem Jahre 1734 läutete nie. Ein Feuer zerstörte sie vor ihrer Einweihung. Unserem Reporter war der Hintergrund, den er nicht fotografieren durfte, wichtiger. In dem weißen Gebäude rechts sitzt nämlich Malenkow mit seinem Neun-Männer-Kollegium, genau wie vor ihm Marschall Stalin und der große Lenin. Bald wird das gesamte Kremlgelände nur noch ein Volksmuseum sein. Tief unter den Gebäuden liegt Stalins Luftschutzkeller aus den Zeiten der Luftangriffe auf Moskau*



Otscheredj (die Schlange) *bestimmt auch heute noch den Moskauer Alltag. Schlangestehen ist Nationalsport. Kaum fährt der Kartoffelwagen vor dem Gemüseladen vorbei, füllt sich die Straße mit geduldigen Moskowitern. Das Transport- und Versorgungsproblem dieser Riesenstadt ist noch lange nicht zur Zufriedenheit gelöst*

Die Gleichberechtigung *der Frauen ist restlos durchgeführt. Sie sind überall und in allen Berufen mit den gleichen Löhnen wie die Männer beschäftigt. Trotz der Schwere ihres Daseins sind sie fröhlich und rundlich und genau wie ihre Mitschwestern in der übrigen Welt auf der Jagd nach dem Ehemann. Für kinderreiche Ehefrauen schuf man den Orden „Materinskaja Slawa" (Mutterruhm) und den Ehrentitel „Matj Geroina" (Mutterheldin). Die jungen Mädchen sind im allgemeinen betont sittenstreng und für den ausländischen Besucher unerreichbar. Sie kennen nur ihren sowjetischen Alltag, den sie lächelnd und gutmütig ertragen*

In der nächsten Nummer: **Der Bauch von Moskau**

Was kostet es, ihn zu füllen und zu kleiden?



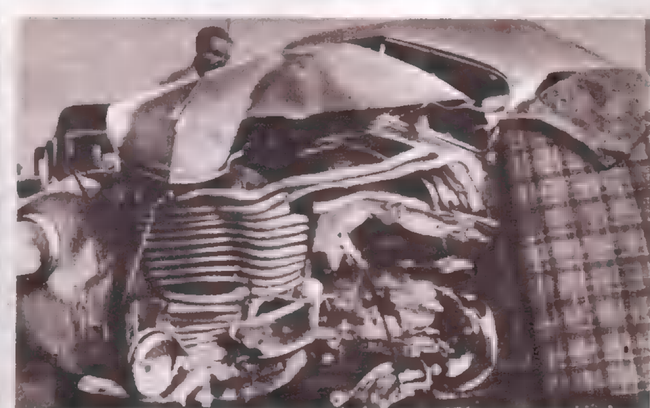
Als vor 2½ Jahren der Hamburger Fabrikant Hans Still mit seinem Wagen gegen einen Brückenpfeiler der Autobahn Hamburg-Lübeck raste und getötet wurde, setzte die Polizei im Unfallbericht in die Rubrik für die Ursache ein Fragezeichen. Das Unglück war ein Rätsel. Acht Tage später wurde es zum Mysterium. Der engste Freund und Mitarbeiter des Motorenfabrikanten, Hans Behnke, fuhr gegen den gleichen Brückenpfeiler. Leblos wurde er aus seinem Wagen gezogen. Und wieder war die Sicht gut, die Straße trocken und frei. Die Polizei nahm die Psychologie zu Hilfe und sprach von einer „Echo-Handlung". Die Akten schlossen sich, das Geheimnis um den Tod der beiden Industriellen blieb; bis dieser Tage vor dem Schwurgericht in Bern der Name Still fiel. Er steht auf der langen Liste der Opfer eines Betrügers, der es 25 Jahre lang verstanden hatte, Industrielle und Adelsfamilien in ganz Europa um Millionen zu erleichtern. Der Angeklagte Paul Hoffmann, Ingenieur aus Berlin, vollbrachte das Kunststück mit Hilfe eines selbstgebauten Elektromotors, von dem er behauptete, er könne mehr Energie abgeben, als ihm zugeführt würde — ein Perpetuum mobile also. „In wenigen Tagen bin ich soweit", hatte Hoffmann erklärt. Das war 1920 in Berlin. Er sagte es noch 1926, versprach es 1935, beschwor es 1941 und blieb auch 1954 dabei. Die Worte waren immer die gleichen, nur die Orte und Finanziers wechselten. Und alle hatten ihm in der Zwischenzeit Glauben und Geld geschenkt, vom Grafen Fürstenberg bis zur Gräfin Wurmbrand, Göring und Todt und nach dem Kriege der Hamburger Hans Still. Über 200 000 DM gab der dem Erfinder zur Vollendung seiner Konstruktion. Erst ein Weichkäsefabrikant, der Schweizer Ernst Zürcher, konnte Hoffmann entlarven. Der Schweizer Industrielle sagte zu Still: „Sie sind einem Betrüger aufgesessen." Still antwortete nicht mehr, er fuhr 10 Tage später in den Tod, gefolgt von seinem Mitarbeiter.

Als epochemachender Erfinder *trat der Berliner Ingenieur Paul Hoffmann vor dem Schweizer Schwurgericht in Bern auf. Als „größter Betrüger aller Zeiten" verabschiedete der Richter ihn nach dreitägiger Verhandlung. Hoffmann muß für vier Jahre ins Zuchthaus, weil er gutgläubige Dumme in ganz Europa um mehrere Millionen erleichtert hatte. Das Kunststück gelang ihm mit einem selbstgebauten Umformeraggregat, von dem er 25 Jahre lang hatte behaupten können, daß es mehr elektrische Energie abgeben könne, als dem Apparat zugeführt würde. Reiche Gräfinnen und Barone, Herzöge und Komtessen, Göring und Todt, selbst Ingenieure waren auf Hoffmann hereingefallen*

Hoffmanns Erzählungen wirk

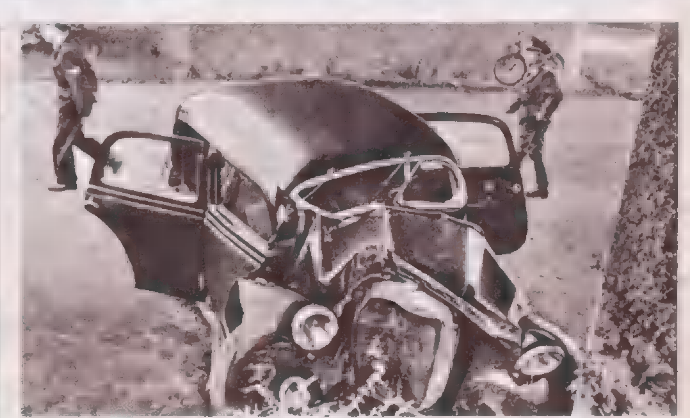
Mit Hilfe eines Elektromotors erleichterte der Berliner Ingenieur Paul Hoffmann 25 Jahre lang europäische Indu





Ungeklärt *blieb bis vor kurzem der tödliche Unfall des Hamburger Fabrikanten Still, der 1952 gegen einen Brückenpfeiler der Autobahn Hamburg-Lübeck raste. Still gab Hoffmann über 200 000 DM*





An der gleichen Stelle *wie sein Chef fuhr acht Tage später Hans Behnke in den Tod. Kurze Zeit vor den ominösen Unfällen war der Firma Still bekanntgeworden, daß Hoffmann ein Betrüger ist*



Zur Wallfahrtsstätte *adliger Hochfinanz war Hoffmanns Versuchslaboratorium im schweizerischen Neuegg bei Bern geworden. Eidgenössische Industrielle hatten ihn nach dem Kriege illegal aus Deutschland geholt und eine halbe Million Franken in sein Unternehmen gesteckt. Freigebig vergab Hoffmann dafür Anteile für die „Weltverwertung"*

[illegible] 19. Juli 1939.

Geheim!

An [illegible]
Institut für Technische Physik
an der Technischen Hochschule Berlin
Berlin - Charlottenburg 2
Kurfürstenallee 32/40.

Der vorläufige Kostenvoranschlag für die Untersuchung von [illegible] des Herrn Ingenieur Paul Hoffmann von [illegible] 42.500,– RM Sachkosten wird hiermit genehmigt, [illegible] für Personal in Höhe von 5 500,– RM.

Ich habe die Gelder beim Generalfeldmarschall angefordert, bitte aber, mit den Arbeiten nicht zu warten, sondern die Anlagen einstweilen zu beschaffen.

Heil Hitler!

Auch Göring *fiel auf Hoffmann herein und zahlte dem betrügerischen Erfinder Tausende, wie das Geheimdokument mit der Unterschrift von Todt beweist*



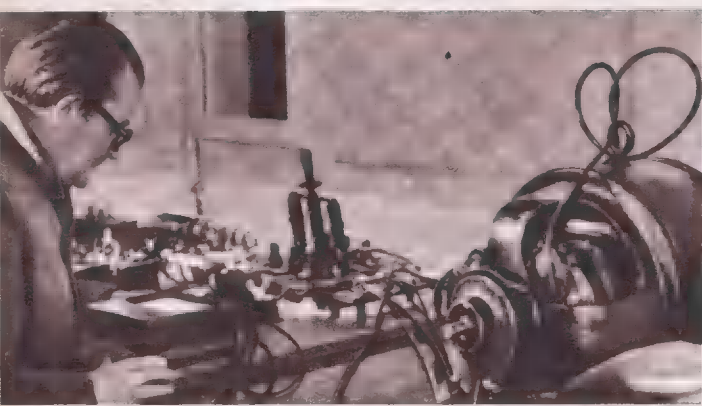


Staatsanwalt *Bruno Alter stand als Zeuge vor dem Schweizer Gericht. Er hatte 1942 in Berlin den ersten Prozeß gegen Hoffmann geleitet*

Graf Vetter von der Lilie *glaubt auch heute noch an Hoffmanns Erzählungen, obgleich die Gräfin Selbstmord beging, nachdem Hoffmann ihr Geld verbraucht hatte*

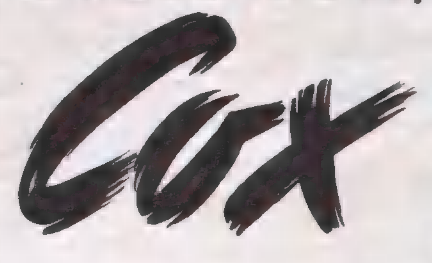
ten tödlich

strielle und Adelsfamilien um Millionen



Das ist die Wundermaschine. *Sie unterscheidet sich kaum von normalen Elektromotoren. Nur ihre Leistung ist schwächer*

Gestatten, mein Name ist



Dies ist der Film nach der gleichnamigen Hörspielreihe im Nordwestdeutschen Rundfunk. Den Antiquitätenhändler Cox, der zum Detektiv wird, ohne es zu wollen, spielt Johannes Heesters. Nadja Tiller und die junge Französin Claude Borelli sorgen für Konflikte.



Ein amüsanter Kriminalfilm *wird die Geschichte von den Abenteuern des Herrn Cox sein. Detektive mit und ohne Pensionsberechtigung, Gangster, ihre Bräute und harmlose Bürger versammeln sich auf der Leinwand, um allerlei Unfug zu treiben. Nadja Tiller (neben Heesters und Bild rechts) steht als Barsängerin auf Seite der Schrägen und singt im Film den Cox-Trott mit dem verruchten Text: „Jimmy war ein Aas und ungeschlacht, mit dem Messer stets in der Tasche . . ."*



Claude Borelli, *die Pariserin, ist die Partnerin des Herrn Cox. Sie hat in den sechs Wochen ihres Aufenthaltes in München so gut Deutsch gelernt, daß sie ihre Rolle akzentfrei spricht. Ihre Mama hat den Regisseur Georg Jacoby während der Aufnahmen zum Erziehungsberechtigten ihrer Tochter eingesetzt. In den nächsten Tagen wird Claude in Hamburg filmen, anschließend in Berlin* **FOTOS: Ewald**

Die wahre Geschichte (59)



In den Nachmittagsstunden des ersten Weihnachtsfeiertages brauste ein schwerer Sturm über die Alpen. Auf der Zugspitze wurde eine Windgeschwindigkeit bis zu 120 km/h gemessen. Diesem Unwetter fiel ein Mann zum Opfer, dessen Name in den letzten Wochen häufig genannt worden war: Sicherheitswachtmeister Heinz W. Koch. Der kräftige, durchtrainierte Mann ist, wie die Ärzte hinterher feststellten, an Erschöpfung gestorben. Seine Leiche wurde von der Bergwacht Bayrischzell ins Tal gebracht.



Der Todesschütze *Heinz Koch wenige Wochen vor seinem verhängnisvollen Ausflug in die Berge. Am 4. November 1954 hat Koch den Bäckermeister Oskar Cichon vor den Augen seiner Frau auf offener Straße erschossen. Der Grund: eine Stange amerikanischer Zigaretten, die Cichon nicht freiwillig herausrücken wollte. Heinz Koch gab später an, aus Notwehr geschossen zu haben*

Vor den Weihnachtsfeiertagen findet der Sicherheitswachtmeister Heinz W. Koch im Briefkasten, der draußen an der Gartentür vor seinem Siedlungshaus angebracht ist, wieder einige Drohbriefe. Harmlos liegen sie zwischen Zeitungen, Prospekten und bunten Weihnachtskarten. Heinz W. Koch kennt diese Briefe bereits zur Genüge. Anonyme Schreiber drohen ihm, daß er das Jahr 1955 nicht mehr erleben werde.

Wachtmeister Heinz W. Koch übergibt diese Drohbriefe samt und sonders der Kriminalpolizei. Damit ist die Angelegenheit für ihn erledigt. Er weiß, daß seine Kollegen vom Streifendienst Anweisung haben, nach Einbruch der Dunkelheit häufiger vor seinem Haus vorbeizupatrouillieren, er weiß, daß anonyme Drohungen in den seltensten Fällen ernst zu nehmen sind, und schließlich ist er nicht der Mann, der mit Briefen einzuschüchtern ist. Heinz Koch ist mittelgroß, kräftig und robust, in jahrelangem Training wurde er zur Selbstverteidigung erzogen, jeder gute Polizeigriff ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, ganz zu schweigen davon, daß er ein vorzüglicher Pistolenschütze ist. Wenn die unbekannten Briefschreiber ihre Drohungen tatsächlich verwirklichen wollen, werden sie sich vorsehen müssen.

Aber die Briefe sind trotzdem lästig. Sie erinnern an den 4. November 1954. An diesem Tag, abends gegen 19 Uhr, hat der Sicherheitswachtmeister Heinz W. Koch den Bäckermeister Oskar Cichon erschossen.

*

Heinz W. Koch soll endlich auf andere Gedanken kommen. Deshalb wollen seine Freunde mit ihm einen Weihnachtsausflug auf die Fell-Alm machen. Von Bayrischzell hinauf zur Fell-Alm, das ist ein schöner Spaziergang. Frauen und Kinder können ohne weiteres mitmachen. Die Hütte liegt in einem breiten, sanft geschwungenen Sattel zwischen dem Großen Traithen (1853 m) und dem Kleinen Traithen (1723 m). Johannes Schmöll hat diese Alm für den Winter gepachtet. Da kann man Schilaufen, in der Sonne liegen und die Welt vergessen. Da die Fell-Alm nicht bewirtschaftet ist, kehrt dort kein Fremder ein. Dort gibt es kein Telefon und keine Zeitungen und man kann sich ungestört den Kopf gründlich auslüften, wenn man das nötig hat. Johannes Schmöll glaubt, daß sein Freund Heinz Koch das nötig hat. Er muß raus aus München, wo die ganze Stadt von ihm spricht; er muß weg von den Drohbriefen, denen zufolge er keine vierzehn Tage mehr zu leben hat; er soll seine Nerven schonen für das, was ihm noch bevorsteht.

Johannes Schmöll, der am Weißenburger Platz eine Badeanstalt mit Sauna, Wannenbädern und allem Drum und Dran betreibt, meint es gut mit seinem Freund Heinz Koch. Sie haben während des Krieges bei der Marine gedient, und das bindet. Sie träumen selbst in München von großen Fahrten und laufen eifrig zu den Sitzungen ihres Verbandes „Seefahrt ist not". Heinz W. Koch ist zudem Ehrenmitglied der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger". Sein Haus am Starenweg 17 hat er „Haus Gorch Fock" getauft. Wie ein Wimpel steht der Name über der Eingangstür. Und in dieser Straße, nicht weit vom „Haus Gorch Fock" entfernt, hat Heinz Koch seine Dienstpistole gezogen und zwei Schüsse auf den Bäckermeister Oskar Cichon abgefeuert.

Heilig Abend verbringen die Freunde bei der Familie Schmöll. Heinz Koch ist mit seiner Frau Erna und seinem elfjährigen Sohn erschienen; später stoßen auch noch die „Seefahrt ist not"-Kameraden Fred Schmidt und Hans Kuhr zu der Gesellschaft. In allen Einzelheiten wird der bevorstehende Ausflug auf die Fell-Alm durchgesprochen, jeder hütet sich, an irgend etwas zu rühren, was mit dem „Fall Cichon" in Zusammenhang gebracht werden kann. Sie hören den Wetterbericht und sind zufrieden. In den Bergen ist mit günstigem Schiwetter zu rechnen, Schneefall und leichter Frost.

Früh am Morgen des ersten Weihnachtstages soll nach Bayrischzell aufgebrochen werden. Vier Erwachsene und zwei Kinder will Heinz Koch mitnehmen — denn er hat ja noch seinen Wagen.

Da ist es wieder: der Wagen. Es ist schwer, auf andere Gedanken zu kommen, wo doch alles mit dem „Fall Cichon" zusammenhängt. Auch der Wagen. Denn wieso hat ein Wachtmeister des 7. Polizeireviers in München bei einem Monatsgehalt von 377,— DM einen eigenen Wagen! Und ein eigenes Haus! Wenn der Staatsanwalt eine simple Rechnung aufstellt, muß er auf einen ansehnlichen Minusbetrag stoßen. Ganz einfach ist diese Rechnung aufzustellen: auf der einen Seite die Einnahmen, auf der anderen Seite die fixen Ausgaben. Die Endsummen halten sich auf dem Papier niemals die Waage. Kein Staatsanwalt kann das übersehen, und dann kommt unweigerlich die Frage: Angeklagter, wie haben Sie das gemacht? Wie haben Sie den funkelnagelneuen Wagen bezahlt? Rechnen Sie uns das mal vor . . .

Also, am ersten Weihnachtstag wird nach Bayrischzell gefahren und von dort wird auf die Fell-Alm gestiegen. Man muß auf andere Gedanken kommen. Noch ist Heinz W. Koch kein Angeklagter, noch ist er Sicherheitswachtmeister, wenngleich — bis auf weiteres vom Dienst suspendiert. Aber die Anklage kommt, damit ist zu rechnen. Die gerichtliche Voruntersuchung läuft, die Stadträte lassen den „Fall Cichon" nicht von der Tagesordnung, wie wild sind sie hinterher, sie tagen hinter verschlossenen Türen und die Zeitungen sind voll davon . . .

Um 7 Uhr 30 steuert Heinz W. Koch seinen Wagen vorsichtig durch die matschigen Straßen der Stadt hinaus auf die Autobahn Richtung Rosenheim. Neben ihm sitzt Erna, seine Frau. Ihren elfjährigen Jungen hält sie auf dem Schoß. In den Fond des Wagens haben sich Frau Schmöll, der 13jährige Robert Schmöll und Herr Fred Schmidt gezwängt. Johannes Schmöll und Hans Kuhr sind mit der Bahn vorausgefahren.

Draußen auf der Autobahn verstummen allmählich auch die Kinder. Nasse Schneeflocken wehen an die Scheibe und zerplatzen sofort zu Wassertropfen. Auf den Feldern liegt eine dünne, von Erdschollen und Grasnarben durchbrochene Schneedecke, und in den Wäldern hat sich der Nebel verfangen. Aber es ist windig, und die Wipfel der Fichten schütteln sich vor Nässe. Es ist also sehr gut möglich, daß bis Mittag die Sonne durchbricht . . .

Wenn nur das Klärchen dicht hält, denkt Heinz Koch. Ihr Name ist auch schon in aller Öffentlichkeit genannt worden. Sie sei eine „amtsbekannte Dirne", hat der Personalreferent Stadtrat Walter Wüstendörfer gesagt. Wenn das Klärchen auspackt, geht den Stadträten bestimmt der Hut hoch. Dabei ist das mit Klärchen halb so wild. Die Stadträte sollten mal in die Ingolstädter Straße gehen. In riesigen Kasernen stecken 15 000 amerikanische Soldaten, schwarze und weiße, und in die neuen Siedlungen dicht daneben haben sich „Fräuleins" zu Hunderten eingeschlichen. Die Amis haben viel Geld und sie lassen sich ihr Vergnügen was kosten. Das weiß in der Ingolstädter Straße jedes Kind. Man muß einmal gesehen haben, wie gut das diese Kinder wissen, wie sie handeln und feilschen, wie sie die Amis zu den „Fräuleins" schleppen, und oft genug zur eigenen Schwester, wie sie nachts auf den Straßen warten, weil ihre Zimmer und Betten für Stunden besetzt sind. Grauenhafte Zustände, meine Herren, ganz grauenhafte Zustände. Aber was wollen Sie machen? In der Ingolstädter Straße verdienen die Leute Geld, viel Geld, leichtes Geld — und davon lassen sie sich nicht abhalten. Oder glauben Sie vielleicht, die Polizei wäre dieser Geldgier gewachsen? Wie denn? Mit was denn? Die „Fräuleins" sind brav und ordnungsgemäß gemeldet. Sie sitzen in den Wohnungen als Hausangestellte, als Kindermädchen, als Besucher aus der Ostzone, als Tanten und Nichten. Da ist gar nichts zu machen. Und wenn ein Neger so eine Familie besuchen will, ist erst recht nichts zu machen. Keinem Amerikaner wird man verbieten können, eine deutsche Familie zu besuchen. 15 000 Soldaten bekommen Woche für Woche ihre leichtverdiente Löhnung, 15 000 Soldaten wollen Tag für Tag dieses Geld ausgeben. In ihren Kantinen kaufen sie billig stangenweise Zigaretten und dosenweise Kaffee ein, und die Stangen und Dosen strömen durch die Ingolstädter Straße auf den Markt.

Und die Polizei?

Der Sicherheitswachtmeister Heinz W. Koch vom 7. Polizeirevier fährt seinen eigenen Wagen und das Klärchen könnte genau vorrechnen, wie das Geld zusammengekommen ist. Seit sie ihren eigenen Wagen im Sommer 1953 an den Baum gefahren hat, war sie auf Heinz Koch angewiesen. Für 52 DM pro Tag hat er ihr seinen Wagen geliehen. Für Klärchen war das immer noch ein gutes Geschäft, denn die Amis zahlen noch besser, wenn sie mit einem Wagen gleich an die richtige Adresse gefahren werden. Und einmal hat Koch das Klärchen mitgenommen, weil die Ami-Zigaretten ihre Einkaufstasche

(FORTSETZUNG AUF SEITE 16)



DIE LETZTEN SÄULEN DES GROSSEN TEMPELS VON DELPHI
BILDER AUS DER
DER EDELSTEN TABAKE DER WELT
GELBE
SORTE
REEMTSMA
20 CIGARETTEN
Die extrem leichten Cigaretten der Gelben Sorte bedingen wertvolle und zugleich empfindliche Tabake. Deshalb haben wir den seit Jahrzehnten bekannten
FRISCHDIENST
aufgebaut, der mit 38 Filialen in Westdeutschland und Berlin für stets fabrikfrische Lieferungen sorgt.

HEUTE IST ES ZU SPÄT ...

(FORTSETZUNG VON SEITE 14)

beinahe gesprengt haben und zu befürchten war, daß irgendein Anfänger vom 7. Polizeirevier das Klärchen womöglich aufhielt. Und das alles hängt irgendwie mit dem „Fall-Cichon" zusammen, denn als der Bäckermeister von Heinz Koch niedergeschossen wurde, war auch eine Stange Zigaretten im Spiel ...

Heinz W. Koch konzentriert sich auf die Landstraße, die sich vor Bayrischzell in weiten Schleifen durch das Leitzachtal windet. Über die Kuppe des Wendelsteins treiben leichte Schneewolken. Für ein paar Minuten bricht die Sonne durch



Eine Rechnung geht nicht auf: *innerhalb weniger Jahre hat sich Heinz Koch ein hübsches Siedlungshaus und ein Auto angeschafft. Als Polizeiwachtmeister verdiente Koch 377,– DM im Monat*

und wirft grelle Lichtflecke auf die tiefverschneiten Hänge.

Heinz Koch stellt den Wagen in Bayrischzell bei einer Tankstelle ab. Johannes Schmöll und Hans Kuhr, die mit der Bahn gekommen sind, warten bereits am Schwebelift, der zur Tanner-Alm hinaufführt. Bevor die kleine Gesellschaft, bestehend aus vier Männern, zwei Frauen und zwei Knaben im Alter von 11 und 13 Jahren, abfährt, sagt man ihnen, daß im Laufe des Tages noch mit stärkeren Schneefällen zu rechnen ist. Aber das soll keine Warnung sein.

Mit einem sanften Ruck löst sich der Lift vom Boden und schwebt in Baumhöhe den Hang hinan. Die Laufräder schnurren leise über das Seil und hüpfen über die Tragemasten. Der Magen hüpft regelmäßig mit, aber dafür weitet sich der Blick nach jedem Mast. Die roten Dächer von Bayrischzell werden immer mehr zu farbigen Tupfen auf einer blauweißen, welligen Fläche, dem gegenüberliegenden Seeberg kann man bereits über die Schulter sehen und dahinter die Gamswand erkennen; an allen Seiten wachsen neue Gipfel und Grate empor, und direkt unter dem Lift versinkt der Wald bis an die Knie im Schnee. Manchmal führt eine Schispur zwischen den Bäumen hindurch und man möchte ihr folgen, weil sie so verlockend einsam und verloren aussieht, als ob sie zu einem verborgenen Ziel führen würde ...

Heinz Koch fröstelt. Ganz plötzlich ist ihm einer der Drohbriefe wieder eingefallen. Darin war zwar nicht davon die Rede, daß er das Jahr 1955 nicht mehr erleben würde, dafür hat ihm aber der wohlmeinende Schreiber den Rat gegeben, schleunigst zu verduften. Er, der Wachtmeister Heinz Koch, solle sich aus dem Staub machen und sich der Fremdenlegion zur Verfügung stellen. Am besten für immer. Gar nicht so dumm, denkt Heinz Koch und sieht auf das Leitzachtal hinab. Ein paar Kilometer weiter oben ist die Grenze. Kein Mensch würde ihn daran hindern, sich in den Wagen zu setzen und hinüberzufahren. Heute steht ihm noch jede Grenze offen.

Aber dann denkt er daran, daß er Frau und Kind nicht einfach im Haus „Gorch Fock" zurücklassen kann und daß es, abgesehen davon, noch lange nicht so weit ist. Münchens Polizeipräsident Anton Heigl hat seinen Wachtmeister Heinz Koch noch nicht fallen gelassen. Und das ist immerhin eine respektable Stütze. Alles, was recht ist, aber der Chef hat sich schon prima benommen. Er hat sozusagen über das Grab des erschossenen Bäckermeisters Cichon hinweg den Münchnern zugerufen, daß er, der Polizeipräsident, jedem Angreifer mit einem Messer die Gurgel durchschneiden oder den Bauch aufschlitzen würde. Er hat klipp und klar erklärt, daß er nicht in das Bein des Angreifers schießen oder stechen würde, sondern in den Hals oder ins Gesicht. — Und grad das hat Heinz Koch auch getan und deshalb ist Oskar Cichon tot liegen geblieben. — Also der Chef wird mich auch jetzt nicht im Stich lassen, denkt Heinz Koch. Schließlich hat er uns ja auch bescheinigt, daß wir unsere Privatwagen auch zu Dienstfahrten benutzen und deshalb einen Versicherungsprämienerlaß von 30 Prozent haben müssen. Heinz Koch und vier seiner Kollegen vom 7. Polizeirevier besitzen einen Privatwagen ...

Auf der Tanner-Alm wird Mittag gegessen. Die Gesellschaft läßt sich Zeit. Das Barometer ist zwar gefallen, aber das hat bei dieser harmlosen Partie auf die Fell-Alm nichts zu sagen. Nach 13 Uhr fahren sie mit dem Schwebelift weiter hinauf über das Mittlere Sudelfeld bis unter den Kleinen Traithen. Von hier müssen sie jetzt ungefähr eineinhalb Stunden zu Fuß gehen.

Langsam setzt sich die Kolonne in Bewegung. Auf dem Jägersteig unterhalb der Jägerwand liegt hoher Neuschnee. Die Männer spuren abwechselnd, aber die Kolonne kommt nur mühsam voran. Hans Kuhr hat Schwierigkeiten mit seiner Skibindung und bleibt alle Augenblick weit zurück.

Der Himmel ist dunkelgrau geworden. Oben auf dem Grat peitscht der Wind eine Schneefahne hoch. Die Flocken fallen dichter. In wenigen Minuten ist die frische Spur, die sie hinterlassen, wieder verweht. Heinz Koch hat sich an die Spitze gesetzt und schreitet kräftig aus ...

Oskar Cichon war eigentlich kein Gegner für einen Mann wie Heinz Koch. 1951 ist er von einem Garagendach gestürzt und hat sich Gott weiß was gebrochen. Jedenfalls trug er seit diesem Sturz ein Stahlmieder und konnte den Oberkörper nicht mehr frei bewegen. Der Polizeiwachtmeister Heinz Koch wußte das. Er kannte Cichon seit den trüben Nachkriegsjahren. Damals waren sie beide bei der US „Labor Division" in Harlaching. Cichon schob Wache und Koch machte den Dolmetscher. Major Faß hielt große Stücke von ihm und stellte ihn oft als Posten vor die beschlagnahmten Häuser der Deutschen. Wo Koch Posten stand, holte sich kein Deutscher eine Zahnbürste mehr aus seinem Haus. Major Faß hat deshalb der neugebildeten Stadtpolizei dringend empfohlen, den zuverlässigen Heinz Koch in den Dienst zu nehmen ...

Mit Kuhr geht das so nicht weiter. Er verliert bei jedem dritten Schritt seinen Ski und hält die ganze Gesellschaft auf. Das Wetter wird allmählich ungemütlich. Der Sturm fällt in harten Stößen über den Grat, jagt wie eine weiche, unsichtbare Lawine zu Tal, reißt den Schnee vom Boden hoch und wirbelt die Flocken aus den Wolken herunter. Johannes Schmöll entschließt sich, die Gruppe zu teilen. Fred Schmidt soll mit den beiden Frauen und Kindern vorausgehen. Sie können die Fell-Alm nicht verfehlen. Sie müssen jetzt nur den Stopselzieherweg hoch bis auf den Grat, gleich dahinter, keine hundert Meter vom Kamm entfernt, liegt die Alm. Sobald Hans Kuhr seinen Ski richtig befestigt hat, wollen die drei Männer den Aufstieg fortsetzen.

Wenn Klärchen auspackt, *geht den Münchener Stadträten der Hut hoch. Mit Kochs Wagen hat sie ihre „Amis" zu dubiosen Stelldicheins gefahren*

Kurz vor 16 Uhr erreicht die erste Gruppe den Grat. Der Sturm ist hier oben bereits so stark, daß die beiden Jungen fast fortgeweht werden. Die Fell-Alm befindet sich dicht vor ihnen. Sie müssen nur noch einen sanften Hang hinabgleiten. Bevor sich Fred Schmidt zur Abfahrt abstößt, sieht er noch einmal den Stopselzieherweg herunter, wo die zweite Gruppe gerade in den Serpentinenweg einbiegt. Fred Schmidt winkt und ruft und die drei Männer winken zurück. Sie sind auch nur noch drei, vierhundert Meter vom Grat entfernt. Heinz Koch ist ein sportgestählter Mann, aber heute sind seine Glieder schwer wie Blei. Es ist, als ob er ein doppeltes Gewicht tragen müßte. Wenn er die Spur durch den knietiefen Schnee treten muß, zittern ihm nach wenigen Schritten die Knie. Die andern beiden merken das und lösen ihn in immer kürzern Abständen ab. Johannes Smöll kommt am besten voran, aber mehr als 20 Meter schafft er jetzt auch nicht mehr in einem Zug. Der Schnee wächst wie eine Wand vor ihnen auf. Soviel kann unmöglich vom Himmel fallen, das ist der Sturm, der ihnen die zähe Masse entgegenschiebt. Heinz Koch zählt die Schritte, die er noch zustande bringt. Bei jeder Atempause wirft er einen Blick auf seine Armbanduhr. Vor einer Stunde haben sie Fred Schmidt oben auf dem Grat gesehen. Jetzt ist das Ende des Stopselzieherweges nicht mehr zu erkennen. Nichts mehr ist zu erkennen. Es ist noch nicht dunkle Nacht, aber alles ist grau. Und die Luft ist erfüllt mit einem orgelnden Sausen.

Die Schier haben die drei Männer längst abgeschnallt und liegengelassen. Nur die Stöcke halten sie verkrampft in den Fäusten und wühlen sich Meter um Meter durch den Schnee. „Es kann nicht mehr weit sein", brüllt Johannes Schmöll und weiß nicht, ob er von den anderen beiden verstanden worden ist. Aber der Heinz schafft es trotzdem nicht allein, das ist deutlich genug zu sehen. Er taumelt nur noch und sackt bei jedem Schritt nach vorne zusammen, als ob er auf einen Betstuhl niederknien würde ...

Oskar Cichon hat eine Stange Ami-Zigaretten seiner Frau in die Einkaufstasche gesteckt. Heinz Koch konnte das ganz deutlich sehen. Er saß auf seinem Rad und fuhr durch die graue Dämmerung, da sah er, wie Oskar Cichon seiner Frau die Stange zusteckte. Er trat auf die Pedale und flog auf die beiden zu, er trat und flog, er trat und flog, ganz leicht ging das, als ob ihn ein Sturm vor sich herschieben würde ..

Johannes Schmöll schreit den beiden ins Ohr, sie sollten hier auf ihn warten. Er wolle sich allein bis zur Alm durcharbeiten und Hilfe holen. Koch sieht auf seine Uhr und stellt fest, daß es 20 Uhr 30 ist. Auf der Zugspitze wird zu dieser Stunde eine Windgeschwindigkeit von 120 km/h gemessen.

In der Fell-Alm warten Frau Koch und Frau Schmöll auf ihre Männer. Die Kinder sind erschöpft eingeschlafen. Fred Schmidt reißt brennende Scheite aus dem Ofen und winkt damit in die Nacht hinaus.





„Sie weinen um Oskar Cichon" *schrieb der Stern Mitte November unter dieses Bild, „und die Polizei tut so, als sei eine übliche Routinesache erledigt worden." – Inzwischen hat sich aber herausgestellt, daß diese tödlichen Schüsse auf den Münchener Bäckermeister noch lange nicht erledigt waren. Sie wuchsen sich zu einem regelrechten Skandal im Münchener Polizeipräsidium aus. Die Stadträte ließen nicht locker und erzwangen die gerichtliche Voruntersuchung des Falles. Dabei kam es dann zutage, daß dem Todesschützen Heinz Koch eine Reihe schwerer Verfehlungen zur Last gelegt werden konnten. – Bild links: Oskar Cichon*

Heinz Koch und Hans Kuhr haben sich hinter Latschen ein Schneeloch gegraben.

Heute ist der 26. Dezember, denkt Heinz Koch, noch fünf Tage, dann beginnt das Jahr 1955. Heinz Koch ist nicht der Mann, der sich durch Drohbriefe einschüchtern läßt. Auch nicht durch einen Schneesturm und schon gar nicht durch Oskar Cichon. Der wollte nach seiner Pistole greifen, der wollte sich dem Wachtmeister Heinz Koch widersetzen, und dann blitzten zwei Schüsse auf, ganz schnell hintereinander ...

Erst am nächsten Morgen erreicht Johannes Schmöll auf dem Bauche kriechend die Fell-Alm. Tür und Fenster sind zugeschneit und es fällt ihm schwer, sich bemerkbar zu machen.

Fred Schmidt und die beiden Frauen finden Heinz Koch und Hans Kuhr 50 Meter unterhalb des Grates. Hans Kuhr kann sich noch allein bis zur Hütte schleppen, Koch muß getragen werden.

Er erkennt seinen Sohn und er erkennt seine Frau, und sie legt sich neben ihn ins Bett, um ihn zu erwärmen.

Erst nach Stunden merkt sie, daß sie einen Toten in den Armen hält.



Ein Sturm aus heiterem Himmel *hat Heinz Koch der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Am ersten Weihnachtsfeiertag stieg er mit seiner Familie und mit Freunden in die Berge, wo die Gesellschaft von einem Unwetter überrascht wurde. Heinz Koch fiel als einziger dem Schneesturm zum Opfer*





Das ist „Müffi", das Geruchsgespenst! Gerade im Winter, wenn man die Fenster ungern öffnet, gelingt es ihm immer wieder, Luft und Laune zu verderben. Da gibt es nur eine Hilfe: air-fresh!

„Müffi ist wie weggeblasen! — Machs doch wie ich: Stell immer eine Dochtflasche air-fresh auf; das hält die Luft ständig frisch und rein." (Preis für eine Dochtflasche air-fresh DM 3,—.)

Frische Luft - auch ohne zu lüften!

Im Winter ist ein gepflegtes Zuhause besonders wichtig. Wenn es draußen stürmt und schneit, möchte man sich in seinen vier Wänden erst recht behaglich fühlen und auch seinen Gästen einen angenehmen Aufenthalt bieten.

Das ist gar nicht so einfach; denn „Müffi", das Geruchsgespenst, nistet sich gerade in der kälteren Jahreszeit so gern im Hause ein, um die Menschen zu schokieren und zu belästigen. Sei es als schlechtes Rüchlein aus der Küche, das den Gästen schon auf der Treppe entgegenkommt, sei es als „kalter Rauch", der sich besonders hartnäckig hält.

Früher wollte es kaum gelingen, üble Gerüche aus dem Hause zu vertreiben. Man konnte nur die Fenster aufreißen und mußte — zumal im Winter — gewärtig sein, daß die Anwesenden lebhaft protestieren. Und auf Müffi machte diese Methode keinen nachhaltigen Eindruck; der schlechte Geruch, der sich im Zimmer eingenistet hatte, war nur zu bald wieder bemerkbar.

Zum Glück ist dies heute ganz anders! Man wendet air-fresh an und erreicht so auf die einfachste Weise, daß die Luft im Hause stets frisch und rein bleibt.

Versuchen Sie es gleich! Sie werden froh darüber sein, von dem ewigen „Fenster-auf ... Fenster-zu" befreit zu werden und zu wissen, daß schlechte Gerüche — auch ohne zu lüften — aus dem Hause verschwinden, ja gar nicht erst auftreten können. Auch wird sich mancher darüber freuen, von nun ab teures Heizmaterial zu sparen.





„air-fresh rapid" in der praktischen Sprühdose beseitigt üble Gerüche, auch in größeren Räumen, sofort. Preis für eine Sprühdose DM 4,95.

'58

Mehr als eine Million

Mitglieder aus aller Welt schätzen den BERTELSMANN-LESERING

Die großen Vorteile unserer Buchgemeinschaft können auch Sie ausnutzen:

Freie Wahl unter 250 verschiedenen Büchern, vom spannenden Unterhaltungsroman und Erlebnisbericht bis zu den bleibenden Werken unserer großen Dichter - praktische Bücher als Helfer und Berater in Beruf u. Freizeit - Jugendbücher.

Monatsbeitrag nur 3.90 DM. Vierteljährlich Bücher im Werte von 6 Punkten = 11.70 DM; darüber hinaus beliebig viele Bücher für den eigenen Bedarf und zu Geschenkzwecken als wertvolle Gaben ebenfalls zu Lesering-Vorzugspreisen. Zu jedem Quartalsbeginn unberechnet die 32seitige Lesering-Illustrierte, reich bebildert, in Kupfertiefdruck mit der 12seitigen Jugendbeilage „Hubbi". Porto- u. verpackungsfrei kommen die Bücher zu Ihnen ins Haus.

Bitte überzeugen Sie sich selbst von den Leistungen des Bertelsmann-Leseringes. Lassen Sie sich bitte die hier angezeigten Bände ohne jede Verpflichtung zur Ansicht kommen. Sie erhalten dazu unberechnet die neueste 32seitige Lesering-Illustrierte mit der großen Buchauswahl in Wort und Bild.



GUTSCHEIN

An DEUTSCHER BUCHVERSAND GmbH. Abteilung Bertelsmann-Lesering
HAMBURG 13 · ROTHENBAUMCHAUSSEE 5

Senden Sie mir unverzüglich zum LESERING-Vorzugspreis unverbindlich zur Ansicht:

Daphne du Maurier **Meine Cousine Rachel** Lesering-Vorzugspreis 5.85 DM
John Knittel **Jean Michel** Lesering-Vorzugspreis 5.85 DM

in Halbleder mit echter Goldrückenprägung, und fügen Sie unberechnet die neueste 32seitige Lesering-Illustrierte bei. — Wenn ich die Sendung nicht innerhalb 8 Tagen nach Versanddatum zurückgebe, erkläre ich damit meinen Beitritt zum BERTELSMANN-LESERING (Monatsbeitrag 3.90 DM) gemäß den mir in der Lesering-Illustrierten übermittelten Bedingungen.

....
Vor- und Zuname

....
Beruf

....
Ort und Straße

SCHÖNES HAAR
— unbezahlbar

Ausfall, Jucken, Schuppen, Haar-Schwund, brechendes, spaltend., glanzloses Haar!

Über 100 000 bearbeitete Haarschäden beweisen Erfahrung. Täglich begeisterte Dankschreiben. Ausgekämmtes Haar ohne Verpflichtung für Sie an das

HAARKOSM. LABOR
Frankfurt/M 1, Fach [illegible]/429

Schlechte Schulzeugnisse?



Keine Sorge! Nicht Intelligenz, nur Konzentration fehlt meist Ihrem Kind. Zusätzliche Beigabe glutaminreicher Gehirn-Direkt-Nahrung (ärztlich erprobt) erleichtert ihm Sammlung der Gedanken, Lernen und Aufmerksamkeit. Aus Ihrem „schwierigen" wird ein fröhliches Kind. Helfen Sie Ihrem Kind! Verlangen Sie Gratis-Prospekt von **COLEX, Hamburg 20/JA 95.**

Schlankwerden

durch

Hormon DIOSA Neu

aus **USA**

Äußerlich! Für Ihn und Sie

erstmalig in **Europa** als radikales **Schlankheitsmittel** mit **Hormonen** verbreitet.

Absolute **Unschädlichkeit von Ärzten** u. **Gesundheitsämtern** bestätigt.

Für den **Erfolg** mit

Hormon-Diosa-Schlankheitscreme

danken **Tausende** aus aller **Welt**, versichern **Gewichtsabnahme** bis zu **4 Pfund** wöchentlich **ohne Hungern**, bestes Wohlbefinden, ständiges **Schlankbleiben**.

[illegible] LEATHER COMPANY · NEW YORK 17

Preise mit Prospekt bei Vorauszahlung Normalpackung DM 7.85, Doppelpackung 12,—, Luxus 9,—, **extra stark** 4,— mehr.
Nachnahme 0,80 Zuschlag.
Für **Ausland** geringe Preiserhöhung.

Alleiniger Versand: **Marguerite Bernet**
Bad Harzburg, Postfach 26



Husten, Schnupfen, Heiserkeit?

Nimm Coryfinchen!

Medizinal-Hustenbonbon für jeden Geschmack. Die altbekannten im blauen Beutel und Coryfinchen mit Anis-Fenchel im braunen Beutel. 75 Pfg. in Apotheken und Drogerien

Weil du arm ... musst du f... sterben

EIN ...
HAN...

Alles hat sich gegen Dr. Thomas Grüter verschworen: seine wirtschaftliche Existenz ist ruiniert, weil er sich in den ungleichen Kampf mit den Krankenkassen eingelassen hat. Die Zulassung zur Krankenkasse wurde ihm entzogen. Dann passierte die unglückliche Geschichte mit dem Tankwart Georg Benz, der einen Direktor der Krankenkasse niedergeschlagen hat, weil ihm ein teures Mittel für seine todkranke Mutter verweigert wurde. Grüter wird jetzt der Vorwurf gemacht, er habe den Tankwart aufgehetzt. Eine andere teuflische Verwicklung ergibt sich aus seiner Freundschaft zu Dr. Fiedler. Dieser begabte Arzt ist rauschgiftsüchtig und seiner Freundin Doro Schwartzkopf völlig hörig. Dr. Fiedlers Anatomiediener Pukasch hat im Dienstgebäude Abtreibungen vorgenommen, wobei ihm ein Eingriff mißlungen ist. Zwischen Leben und Tod wird Ada Tschell ins Krankenhaus eingeliefert. Ada Tschell ist eine Patientin Grüters, dem jetzt der Vorwurf gemacht wird, er habe die Meldung des Vorfalls versäumt, um seinen Feund Dr. Fiedler zu schonen. Auch mit seinem Freund Dr. Carbe erlebt Grüter unangenehme Überraschungen. Dr. Carbe ist ein erfolgreicher Schönheitschirurg. Mit Geld und Charme macht er seinem Freund Thomas Grüter die Frau abspenstig, wenigstens vorübergehend, und dann mischt sich Carbe auch noch in Dr. Fiedlers Angelegenheiten, indem er ihm über das zwielichtige Doppelleben seiner Freundin Doro Schwartzkopf aufklärt. Das veranlaßt Dr. Fiedler, seine Beziehungen zu Doro Schwartzkopf zu lösen. Daraufhin dringt die verzweifelte Frau kaltblütig bei Dr. Carbe ein, schießt ihn kurzerhand nieder und nimmt sich dann selbst das Leben.

14. Fortsetzung

„Der Herr Verteidiger hat das Wort." Der berühmte Satz, oft der Titel aufregender Romane und noch aufregenderer Filme, ist gefallen. Der Vorsitzende hat ihn etwas erschöpft ausgesprochen. Der Fall Benz ist zwar nicht ein Paradefall, aber es spielen da noch einige Dinge mit, die äußerste Sorgfalt erfordern. Der Zuschauerraum ist nicht ganz gefüllt. So interessant ist die Sache nicht. Ein Rauhbein, sowieso als Schläger bekannt, hat in der Wut jemand niedergeschlagen. Höchstens könnte es interessant sein, daß er es aus einem ganz dummen Mißverständnis heraus tat. Aber verknackt wird er trotzdem werden.

Georg Benz sitzt in tiefster Bekümmernis auf seiner Bank am Platz des Angeklagten. Er hat zuerst keinen schlechten Eindruck gemacht. Er hat glatt gesagt, daß es ihm verdammt leid tut. Es tut ihm auch leid und er ist von vornherein damit einverstanden, daß sie ihn verknacken. Er hat seine Suppen immer sauber ausgelöffelt. Er löffelt auch diese üble Suppe aus. Nur der Gedanke an die Mama macht ihn ganz verzweifelt. Und der Gedanke an seinen kleinen Jungen. Was soll aus der sterbenden Frau ... es ist doch einfach unausdenkbar, daß die Mama alleine sterben soll. Und was um Gottes willen wird mit Rudi geschehen?

Der Verteidiger steht auf.

Auch er weiß, daß dieser Fall kein Paradefall ist. Nicht für das Gericht, nicht für die Zuhörer und auch nicht für ihn, den Dr. jur. Petersen. Er hat sich etwas geärgert, als Georg Benz den guten Eindruck, den er zuerst auf alle machte, plötzlich, aus heiterem Himmel, wieder verwischte, als er die Mama erwähnte und die Sturheit der Hauptstädtischen Krankenkasse, die der Mama nicht rechtzeitig alle Mittel gewährte, um sie zu retten oder ihr wenigstens zu helfen. Hier hat dann auch prompt der Staatsanwalt eingehakt.

Schön, es ist geschehen und Dr. Petersens Ärger verfliegt im gleichen Augenblick, als seine Augen den Angeklagten suchen, der bescheiden, armselig und sichtlich verzweifelt auf ihn sieht.

„Nur mit der Ruhe", sagt Dr. Petersen innerlich zu seinem Mandanten, „wir werden es schon hinkriegen."

Und Dr. Petersen fühlt auf einmal eine gewisse Herzenswärme für diesen armen geschundenen Mann, der allen Schwierigkeiten des Lebens nichts anderes entgegensetzen kann, als seine natürliche Robustheit.

„Beinahe fühle ich mich", beginnt Dr. Petersen, „in diesem Falle Benz nicht als Vertreter und Verteidiger des Angeklagten, sondern als Vertreter seiner Mutter, die im ganzen Viertel die Mama genannt wird. Der Herr Staatsanwalt hat diesen Punkt nicht berührt. Vielleicht hat er ihn nicht berührt, um sich nicht nachsagen zu lassen, er bringe einen sentimentalen Punkt in die Debatte. Nun, ich riskiere es."

Der Staatsanwalt, ein jüngerer Herr mit einem gutmütigen Pausbackengesicht, lächelt etwas süffisant.

Und Dr. Petersen erzählt nun die einfache Geschichte von der Mama. Wie sie die winzige Familie zusammenhielt, wie sie mustergültig das winzige Hauswesen verwaltete, wie sie in ihrer Rechtschaffenheit die Autorität im ganzen Viertel war und manchen erbitterten Streit mit ihrem gesunden Humor, ihrer Gutherzigkeit und ihrer Pfiffigkeit schlichtete. Dr. Petersen beschreibt dann die Geschichte ihrer Krankheit, schildert die rasende Angst des Sohnes um seine Mutter.

Der Verteidiger fühlt, daß er einen guten Tag hat. Wenigstens meint er, er hätte einen guten Tag. In Wirklichkeit ist es ein Tag wie jeder andere auch, und die Astrologen hätten heute bei ihm keine beson-

m bist
früher

ROMAN VON
NS KERNMAYR

ders günstige oder auffallend glückliche Konstellation seiner Sterne feststellen können. In Wirklichkeit war das Mitgefühl Dr. Petersens im Spiel. Und das Mitleid gab ihm Mut.

Der Vorsitzende hörte mit geneigtem Kopf zu. Und obwohl ihn bisweilen ein entrüsteter Blick des jungen Staatsanwalts traf, der die Geschichte der Mama als grobe Ablenkung vom eigentlichen Fall empfand, griff er nicht ein. Auch für den Vorsitzenden war es ein Tag wie jeder andere auch, der vorliegende Fall war nicht besonders aufregend, aber ob er wollte oder nicht, die einfach erzählte Geschichte der Mama und ihrer winzigen armen Familie rührte auch ihn an. Auch der Vorsitzende hatte eine Mama und sie war in ihrem Bereich so ähnlich geartet wie die Mama, von der hier jetzt die Rede war.

Der Staatsanwalt erhob sich.

„Herr Vorsitzender, ich muß doch ..."

Der junge Staatsanwalt wußte nicht, woher sollte er es auch wissen, daß er sich im gleichen Moment erhob und Einspruch gegen die ablenkenden Ausführungen des Verteidigers anmelden wollte, als der Vorsitzende an seine eigene Mama dachte. Das war des jungen Mannes Pech.

„Herr Staatsanwalt", sagte der Vorsitzende milde, „wir wollen den Herrn Verteidiger aussprechen lassen."

So zog Dr. Petersen in einer schönen Kurve durch die Geschichte der Mama zum Fall des Angeklagten Georg Benz.

„Er schlug zu", führte Dr. Petersen aus, „er schlug zu nicht aus Bösartigkeit und nicht, wie der Herr Staatsanwalt versuchte, darzutun, aus einer Art Klassenhaß gegen den Bessergestellten. Er schlug auch nicht zu, weil er ein geborener Schläger ist. Er ist kein geborener Schläger. Der Herr Staatsanwalt hat hier jenen Vorfall mit einbezogen, der in der Dachwohnung des Glasbläsers Heinzelmann passierte. Es war der Mann, der durch Hundefett glaubte, gesund zu werden und der den kleinen Hund der Mama stahl und tötete. Auch damals hat der Angeklagte zugeschlagen, er hat sogar einen schwerkranken Mann geschlagen, das muß zugegeben werden. Und das Motiv? Die Mama, wieder die kranke Mama zu Hause, der durch Heinzelmann eine bescheidene Freude ihres Lebens genommen wurde. Dieser Schläger, meine Herren, hat immer nur dann geschlagen, wenn es um die Mama ging. Er hängt mit einer geradezu rasenden Liebe an dieser Frau, und von dem Augenblick an, als er wußte, daß sie verloren war, hieß das Motiv aller Handlungen, die mit der Mama zu tun hatten: „Rasende Angst."

Dr. Petersen kam auf die Zeugenaussagen. Hier war der Glanzpunkt der Verteidigung die Aussage des Direktors Otto Monts. Denn Monts sagte: „Der Mann war

außer sich. Ich hatte nicht den Eindruck, daß er aufgehetzt war. Es mußte ihn verrückt machen, als ich dummerweise Rauchringe blies."

Das war der Kern dessen, was Monts aussagte. Total verblüfft, hatten seine Kollegen Mayer und Kanneberg diese unerwartete Aussage vernommen. Auch Dr. Grüter hatte glänzend ausgesagt. Auch der Chef von Benz. Auch die Nachbarn. Zwar, was Grüter betraf, so verließ er in einem Zwielicht den Richtertisch. Er schien in Wahrheit einen schlechten Tag zu haben.

Ja, leider, Dr. med. Thomas Grüter erscheint bei seinen Aussagen in dem Prozeß Georg Benz in einem Zwielicht. Er weiß es auch. Und es bedrückt ihn.

„Nur am Rande eine Frage, Herr Doktor", sagt der Vorsitzende zu ihm, „die Beantwortung ist aber wichtig für das Gericht und auch für den Angeklagten." Thomas ist gespannt.

Er fühlt sich nicht gut in Form. Das ist ihm, was ihn selber betrifft, ziemlich gleichgültig. Ob er einen guten oder einen schlechten oder gar keinen Eindruck, persönlich, auf das Gericht macht, darauf legt er nicht den geringsten Wert.

Er will lediglich den Angeklagten herausreißen.

Er ahnt nicht, daß er ihn hereinreitet.

Er paßt nicht genügend auf, wo die Schlingen gelegt werden. Seine Gedanken schweifen, ob er will oder nicht, zu oft ab. Er denkt an Carbes bösartigen Tod, er denkt an Doros Selbstmord, an Lisbeth, an seinen Freund Schwerdtfeger und an alles mögliche.

Der Vorsitzende blättert anscheinend nur oberflächlich in seinen Akten, dann hebt er den Kopf.

„Sie hatten da", sagt er obenhin, „mit der Hauptstädtischen Krankenkasse einige Schwierigkeiten, nicht wahr?"

„Ja, es gab da einige Schwierigkeiten."

„Waren das sachliche oder persönliche Schwierigkeiten, Herr Doktor?"

Grüter lächelt versonnen.

„Herr Vorsitzender, das kann man nicht haarscharf trennen in diesem Fall. Bei einem Arzt setzt sich ja der gesamte Beruf aus persönlichen und sachlichen Problemen zusammen."

„Wie meinen Sie das?"

„Herr Vorsitzender, wenn Sie zum Beispiel einen Buchhalter nehmen. Während er über seinen Zahlen arbeitet, braucht er keine menschlichen Eigenschaften, er braucht lediglich ..."

„Nun", unterbricht ihn der Vorsitzende höflich, „ich möchte das eigentlich nicht sagen, Herr Doktor. Der Buchhalter braucht zum Beispiel Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, nicht wahr?"

„Gewiß, aber wenn er nach seinen Arbeitsstunden heimgeht, denkt er nicht mehr an seine Zahlen und Bilanzen."

Grüter merkt sofort, daß er miserabel argumentiert.

Der Vorsitzende wirft einen behaglichen Blick zu den anderen Herren am Richtertisch. Solche hübsch eingefädelten Dialoge zwischen ihm und denen, die vor dem Richtertisch stehen, sind seine Spezialität.

„Nun, Herr Doktor, ich könnte mir einen Buchhalter vorstellen, der auch nach den Arbeitsstunden dann und wann an seine Buchführung denkt, glauben Sie nicht?"

Dr. Petersen, der Verteidiger des Angeklagten, wird nervös. Er hat schon des öfteren vor diesem Vorsitzenden Fälle vertreten und er kennt die Schwäche des Amtsgerichtsrates für elegante Argumente. Petersen hat eine unbestimmte Ahnung, wohin der Richter steuert.

„Sicher, Herr Vorsitzender", sagt Grüter, „aber ich meinte, daß der Arzt in seinem Berufe in weit höherem Ausmaße menschlich an seinen Patienten gebunden ist und sich mit den menschlichen Problemen seiner Patienten beschäftigen muß als der Buchhalter."

„Nun gut, lassen wir mal den Buchhalter. Ich fragte Sie, Herr Doktor, ob die Schwierigkeiten, die Sie mit der Hauptstädtischen Krankenkasse hatten, sachliche oder persönliche Schwierigkeiten waren. Und Sie antworteten, man könne das bei einem Arzt nicht gut voneinander trennen. Schön. Unterstellen wir das mal. Hatten Sie diese Schwierigkeiten schon länger oder sind sie aus neuester Zeit?"

„Ja und nein, Herr Vorsitzender. Schwierigkeiten hatte ich schon länger, wie jeder Kassenarzt, aber ..."

„Darf ich Sie unterbrechen, Herr Doktor. Sie sagten, daß Sie wie jeder Kassenarzt Schwierigkeiten hatten. Wollen Sie damit sagen, daß alle Kassenärzte mit der Hauptstädtischen Krankenkasse Schwierigkeiten haben oder hatten?"

„Ich könnte es annehmen."

„Schön. Sie nehmen es nur an. Nun, Sie sagten, die Schwierigkeiten hätten Sie schon länger gehabt. Wenn ich Sie recht verstehe, haben sich diese Schwierigkeiten dann in neuester Zeit zugespitzt?"

„Ja, so könnte man es ausdrücken."

Der Vorsitzende beugte sich leicht vor und sah über den oberen Brillenrand hinweg Grüter an.

Vorsicht, denkt der Anwalt Petersen, wenn er bloß vorsichtig ist. Aber Grüter ist weder vorsichtig noch leichtsinnig, sondern zerstreut.

„Sind Sie vielleicht in der Lage, Herr Doktor Grüter, dem Gericht in wenigen Sätzen die Substanz dieser Schwierigkeiten zu erklären?"

„O ja. Ich bin mit vielen meiner Kollegen der Meinung, daß die Hauptstädtische Krankenkasse das Verhältnis zwischen Arzt und Patient mechanisiert. Der Patient ist in den Büchern der Krankenkassen nur noch eine Ziffer. Und der Kassenarzt nur noch eine automatische Funktion."

„Könnten Sie das dem Gericht noch verständlicher machen, Herr Doktor?"

Grüter überlegt.

„Vielleicht kann ich das, wenn ich einen Punkt herausgreife. Der Kassenarzt darf zum Beispiel seinen Patienten nicht alle Medikamente verordnen. Ich drücke diesen Punkt etwas einfach aus, damit ich verstanden werde. Es gibt Heilmittel, die sehr teuer sind. Und beim Verschreiben solcher Heilmittel, die der Kassenarzt für diesen oder jenen Patienten als notwendig findet, kann es vorkommen, daß der Kassenarzt, wenn er bestimmte Regelsummen überschreitet, aus seiner eigenen Tasche hinzusetzen muß."

„Das wußte ich nicht. Das ist mir neu ... Wir haben leider nicht genügend Zeit, um das ausführlich zu erfahren. Von Ihnen zu erfahren, Herr Doktor. Es sind ja auch nur Fragen am Rande."

Der Vorsitzende schweigt eine kleine Weile.

Vorsicht, denkt der Anwalt Petersen, wenn Grüter bloß vorsichtig ist.

„Nun ja", sagt der Amtsgerichtsrat dann, „Sie hatten also Schwierigkeiten. Wenn ich Sie recht verstanden habe, wehrten Sie sich gegen die Bürokratie der Hauptstädtischen Krankenkasse?"

„Ja, das war es genau."

Der Staatsanwalt zuckt die Schultern.

Nach seiner Ansicht sind das weitschweifige Ablenkungen. Aber er kennt den Amtsgerichtsrat noch nicht genügend.

„Sie waren also und wenn ich Sie richtig verstanden habe, schon seit längerer Zeit auf die Hauptstädtische Krankenkasse nicht gut zu sprechen?"

„So könnte man es sagen, Herr Vorsitzender."

„Schön. Sie sagten vorhin, daß Sachliches und Menschliches Ihren ganzen Beruf untrennbar begleiten. Sie waren also auf die Hauptstädtische Krankenkasse nicht nur sachlich, sondern auch menschlich nicht gut zu sprechen?"

„Nein, ganz gewiß nicht."

„Schön, Herr Doktor. Nun ist aber die Hauptstädtische Krankenkasse eine sehr große und umfangreiche Institution, nicht wahr? Und diese Institution hat ihre Vorschriften, nach denen sie arbeitet. So könnte man also sagen, daß ein Angestellter der Hauptstädtischen Krankenkasse, grob ausgedrückt, gar keine Funktion menschlicher Art ausübt, sondern lediglich unpersönlichen Vorschriften folgt, nicht wahr?"

Grüter sieht den Amtsgerichtsrat verständnislos an.

Jetzt treibt er ihn in die Falle, denkt der Anwalt Petersen wütend und auf Kosten des Angeklagten.

Grüter schweigt.

„Ich meine das so", sagt der Vorsitzende langsam, „es erscheint mir eigentlich etwas übertrieben, wenn man einer sachlichen, also bürokratischen Institution gram ist, sachlich gram ist, ihren Funktionären darüber hinaus, ich meine über das Sachliche hinaus, menschlich gram ist."

Jetzt fühlt Grüter die Schlingen sich um seine Füße legen.

Er wacht auf.

„Herr Vorsitzender", sagt er kurz, „das ist graue Theorie."

Der Amtsgerichtsrat ist nicht im mindesten verärgert, ganz im Gegenteil. Es langweilt ihn immer, wenn der Lasso, den er wirft, sich sofort um den Hals dessen legt, mit dem er debattiert, so daß dieser aufgibt. Mehr Spaß macht ihm Opposition.

„Graue Theorie", wiederholt er, „Sie sagen graue Theorie. Wieso, Herr Doktor Grüter?"

Thomas ärgert sich.

„Herr Vorsitzender", sagt er, „auch die Justiz ist eine große und umfangreiche

Institution. Und auch sie hat ihre Vorschriften. Das sind die Gesetze, nach denen sie verurteilt oder freispricht. Und ich glaube, Sie würden es mir sehr übelnehmen, Herr Vorsitzender, wenn ich hier behaupten wollte, daß Sie als Richter gar keine menschliche Funktion ausüben, sondern nur unpersönlichen Vorschriften folgen."

„Nun und", forscht der Amtsgerichtsrat.

„Um es ganz klar auszudrücken: jede Bürokratie wird von menschlichen Wesen ausgeübt, nicht wahr? Und es kommt darauf an, wie die Vorschriften ausgelegt werden. Sind die Funktionäre verkalkt oder beschränkt oder bösartig, werden sie starr ausgelegt und das heißt unmenschlich."

„Aha, so meinen Sie das. Schön. Nun nehmen wir mal an, Herr Doktor Grüter, Sie stünden hier nicht als Zeuge, sondern als Angeklagter. Nehmen wir mal an, Sie stünden hier, Sie sind Arzt, also nehmen wir einen Fall aus Ihrem Beruf, einen beliebigen Fall. Sagen wir also, Sie stünden hier angeklagt wegen Beihilfe zur Abtreibung. Und das Gericht würde Sie verurteilen. Das Gericht würde Sie nach Paragraph soundso verurteilen. Würden Sie dann dieses Urteils wegen demjenigen, der das Urteil aussprach, also dem Richter, persönlich gram sein?"

Verdammt, denkt der Staatsanwalt, was will er denn? Er hält die ganze Sache auf.

Vorsicht, denkt Anwalt Dr. Petersen, er spielt Katz und Maus mit Grüter. Und auf Kosten meines Klienten.

Thomas ist sehr aufmerksam geworden. Warum nimmt, fragt er sich mißtrauisch, warum nimmt der Richter ausgerechnet als Beispiel eine Abtreibung? Will er mich in den Fall Pukasch hineinzerren? Weiß er überhaupt von diesem Fall?

„Ich würde", antwortet er ohne Rücksicht auf Verluste, „ich würde von einem Richter persönlich, also menschlich, nicht viel halten, der nur kalt und sachlich urteilen würde, ohne die näheren menschlichen Umstände zu würdigen. Sie haben eines der besten Beispiele ausgesucht, Herr Vorsitzender: die Abtreibung. Sie sind, wenn ich mir erlauben darf, das zu sagen, kein junger Richter mehr, Herr Vorsitzender, Sie werden also im Laufe Ihrer richterlichen Tätigkeit gerade in Abtreibungsfällen auf arme Kreaturen gestoßen sein, die vor Ihnen als Angeklagte erschienen. Ich meine nicht die Abtreiber, aber die Opfer. Und nach dem Gesetz müssen Sie ja auch die Opfer bestrafen. Ich kann mir nicht vorstellen, Herr Richter, daß Sie in solchen Fällen, in denen arme Würstchen von Frauen oder Mädchen angeklagt waren, auf jede menschliche Regung verzichteten."

Der Amtsgerichtsrat starrt auf seine Akten.

Das hat er davon, denkt der Staatsanwalt schadenfroh, denn er merkt, daß der Vorsitzende plötzlich in eine unerwartete Klemme geraten ist.

Das hat noch gefehlt, denkt Dr. Petersen, jetzt hat Grüter den Richter in Verlegenheit gebracht und wir werden es büßen müssen.

„Und", fährt Grüter verwegen fort, „ich bin fest davon überzeugt, daß sich das Urteil des Gerichts nach den menschlichen Begleitumständen richtete. Sonst wäre die Justiz ja eine Maschine."

Der Amtsgerichtsrat ist aber nicht so leicht aufs trockene zu setzen.

„Nun sind wir an dem Punkt", sagt er, „von dem ich eigentlich sprechen wollte. Nämlich vom richtigen und falschen Einsatz der menschlichen Gefühle oder genauer gesagt Mitgefühle. Hier steht zur Verhandlung der Fall Benz. Er hat einen Direktor der Hauptstädtischen Krankenkasse niedergeschlagen. Er sagt, er sei des Glaubens gewesen, daß gerade dieser Direktor schuld daran sei, daß seine kranke Mutter nicht die notwendigen Heilmittel bewilligt bekommen hätte. Er hat also den Vertreter einer Institution dafür einfach verantwortlich gemacht, dafür, persönlich verantwortlich gemacht. Seine Gefühle, sagte er, hätten ihn hingerissen. Sie sehen das auch so, Herr Doktor Grüter, ich meine, so steht die Sache doch, nicht wahr?"

Grüter sieht den Vorsitzenden gespannt an.

Irgendwo lauert eine Gefahr, spürt er. Entweder für ihn, Grüter, selber oder für Georg Benz.

Er weiß im Augenblick nur nicht genau, aus welcher Ecke die Gefahr kommen wird.

Rechtsanwalt Dr. Petersen weiß es. Aber er kann nicht eingreifen.

„Ja", sagt Thomas, „so hat es Benz geschildert."

„Schön. Glauben Sie nun, Herr Doktor, daß der Angeklagte hier, ein an und für



Dr. Heinz Woltereck gehört zu den wenigen Autoren, die sich ganz in den Dienst der Wissenschaft gestellt haben. Er schrieb Bücher biologischen und medizinischen Inhalts wie „Das unwahrscheinliche Leben", „Mensch und Klima" usw. Zusammen mit dem weltbekannten Biologen Hans Driesch gab er ein wissenschaftliches Standardwerk „Das Lebensproblem" heraus.

Rauchen mit Verstand — dieses Thema bewegt heute Millionen. Und so dürfte es auch von hohem Interesse sein, zu erfahren, wie unsere „Dichter und Denker" dazu stehen. Denn niemand ist berufener als sie, den unausgesprochenen Gefühlen und Gedanken, die in jedem von uns lebendig sind, gültigen Ausdruck zu verleihen. Heute spricht zu Ihnen:

DR. HEINZ WOLTERECK

VERSTÄNDIG LEBEN – VERSTÄNDIG RAUCHEN!

Sehr viele Menschen sind mit unserer Zeit ganz und gar nicht zufrieden. Sie klagen über die Hast und Unruhe dieser aufgeregten Epoche, über die um sich greifende Genußsucht und den Verfall der Sitten oder auch über den zunehmenden Straßenlärm usw. — kurz: über das nervenzermürbende, ungesunde Leben. Ja, in der „guten, alten Zeit" war alles viel besser — so heißt es dann.

Ist dieser Seufzer eigentlich berechtigt? War die Lebensweise früher wirklich vernünftiger, war sie gesünder als heute? In einem Märchen des großen dänischen Dichters Andersen findet jemand die „Galoschen des Glücks", mit deren Hilfe er sich in die ersehnte alte Zeit versetzen kann. Aber kaum ist sein Wunsch erfüllt, dann möchte er doch wieder in die Gegenwart zurückkehren. Denn er gerät in eine mittelalterliche Stadt, wo es kein Pflaster und keine Straßenbeleuchtung, dafür aber entsetzlich viel Schmutz gibt.

Als Mann der Wissenschaft würde ich auf die Reise mit Andersens Zaubergaloschen von vornherein verzichten: Mir wären die Zustände von damals einfach zu unhygienisch. Die Menschen lebten in dunklen Wohnungen mit winzigen Fenstern, sie hatten weder Wasserleitung noch Kanalisation und waren ständig von furchtbaren Seuchen bedroht, vor allem von Pest, Pocken und Cholera. Mit den Pocken ist das noch gar nicht so sehr lange her. In den Jahren 1870—72, also zur Zeit unserer Großväter, fielen allein im damaligen Preußen rd. 130000 Menschen den „Blattern" zum Opfer. Heute gibt es solche Seuchen in den Kulturstaaten praktisch überhaupt nicht mehr. Sie sind ebenso verschwunden wie so viele andere Krankheiten, mit denen die moderne Wissenschaft fertig wurde.

Vergegenwärtigt man sich die neuesten Ergebnisse der Naturforschung und der Medizin, so wird man zu der Erkenntnis kommen, daß unser heutiges Dasein nicht so ungesund ist, wie oft behauptet wird. Die Bevölkerungsstatistiker z. B. sagen, daß es noch niemals so viele Menschen hohen Alters gegeben hat wie gerade jetzt. Der Anteil der „Alten", d. h. der über 65jährigen, an der Gesamtbevölkerung in den Kulturstaaten hat sich seit 1920 fast verdreifacht! Oder noch eine andere Zahl: Jedes in der Bundesrepublik Deutschland in diesem Jahr geborene Kind hat nach der Statistik die Aussicht, über 65 Jahre alt zu werden. Dagegen betrug die „Lebenschance" eines im Jahre 1875 geborenen Deutschen nur 35 Jahre.

Diese unbestreitbaren Tatsachen — eine Folge des Fortschritts der Wissenschaft — pflege ich jenen Pessimisten vorzulegen, die sich über die Schädlichkeit unserer Lebensweise so bitter beklagen. Der Mensch lebt in den zivilisierten Ländern normalerweise unter viel gesünderen Bedingungen als früher. Darum bleibt er im Durchschnitt auch länger jung. Natürlich muß man heutzutage etwas mehr aufpassen: Im Straßenverkehr auf die Autos, beim Essen auf die Kalorien und beim Rauchen darauf, daß es mit Verstand geschieht. Man kann zwar — wie manche Beispiele bezeugen — sogar als Kettenraucher 100 Jahre alt werden. Aber darauf sollte man sich doch lieber nicht verlassen. Übertreibung kann bei jeder Sache schaden, sogar bei Heilmitteln, wenn man zu große Dosierungen nimmt. In bezug auf das Rauchen bedeutet das:

1. Rauche bedächtig, „qualme" nicht! Wenn die Zigarette langsam geraucht wird, dann hat man einerseits mehr Genuß davon und andererseits kommt dadurch weit weniger Nikotin in den Rauch als bei hastig-nervösen Zügen.

2. Inhaliere so wenig wie möglich!

3. Rauche Filterzigaretten! Die Wissenschaftler — sie rauchen ja schließlich auch gern — haben die Filtertechnik heute bis zu einem Grad entwickelt, daß dem Rauch mehr als die Hälfte des Nikotins und jener anderen Bestandteile entzogen wird, die im Übermaß schädliche Wirkungen ausüben können.

Als Biologe sehe ich den Menschen natürlich mit anderen Augen als ein Nicht-Wissenschaftler. Ich weiß, daß der Organismus auf alle Reize eine eigenwillige Antwort gibt. Ich weiß auch, daß Tabakgenuß das „Schaltwerk der Gedanken", unser Gehirn, in ganz erstaunlicher Weise anregt. Gleichzeitig bin ich mir darüber im klaren, daß eine gesunde Lebensweise gewisse Einschränkungen im Rauchen fordert. Und da es — wie ich ebenfalls aus höchst eigener Erfahrung weiß — für gewöhnlich sehr schwer ist, sich nach diesen Forderungen zu richten, begrüße ich die Filterzigarette, die uns das vernünftige Rauchen leicht macht.

sich einfach gelagertes Gemüt, mit ein bißchen Jähzorn vielleicht, aber mit einer, wie wir alle gesehen haben, doch sehr tiefen Anhänglichkeit an seine kranke Mutter, glauben Sie, daß der Angeklagte von sich aus auf die Überlegung gekommen wäre, den Vertreter einer Institution oder sagen wir den nächsten besten Vertreter der Hauptstädtischen Krankenkasse dafür niederzuschlagen, daß diese Institution Vorschriften befolgt?"

In Grüters Kopf beginnt es zu arbeiten.

Aus dieser Ecke, fühlt er ganz genau, aus dieser Ecke kommt es, entweder gegen mich oder gegen Benz oder gegen uns beide.

Im Saal ist Stille.

Aller Augen hängen an der regungslos stehenden Gestalt von Grüter. Der Vorsitzende drängt nicht. Er hat Zeit. Der Zeuge hat einen Fuß schon in der Falle.

Und in diesem Augenblick blitzt es in Grüters Überlegungen auf. Haargenau erkennt er nun die raffinierte Falle.

Gibt er jetzt zu, daß Benz niemals von allein auf die Idee gekommen wäre, Monts niederzuschlagen, bleibt nur übrig, daß er, Grüter, ihn aufgehetzt hat. Gibt er es nicht zu, spricht er also aus, daß Benz von sich aus auf den unglücklichen Einfall kam, sitzt Benz in der Falle. Das Urteil wird demnach ausfallen.

Anwalt Dr. Petersen starrt Grüter an, als ob er ihn hypnotisieren wolle, als ob er ihm ein Argument suggerieren könne. Es gibt nämlich ein Argument. Und Petersen sinkt erleichtert in seinen Stuhl zurück, als Grüter langsam zu sprechen beginnt.

„Herr Vorsitzender, ich weiß, wohinaus Sie steuern wollen. Aber ich glaube nicht, daß die Sache so einfach ist."

„Schön. Sie glauben, sie ist kompliziert?" Grüter lächelt.

„Nein", sagt er, „im Gegenteil. Sie ist noch einfacher."

„Bitte schön", sagt der Amtsgerichtsrat und er scheint zum erstenmal etwas verdrossen, „wenn Sie die Güte hätten, das dem Gericht zu erklären."

„Herr Vorsitzender, ich darf Sie darauf aufmerksam machen, daß man einen Punkt in Betracht ziehen muß, der jetzt wieder berührt werden muß. Ich bin mir völlig klar darüber, daß meine Aussage für den Angeklagten unerhört wichtig ist. Sie haben, Herr Vorsitzender, meine Schwierigkeiten mit der Hauptstädtischen Krankenkasse berührt. Eigentlich nicht nur berührt, sondern etwas ausführlich behandelt. Es ist mir klar, warum. Wenn ich nämlich zugeben würde, daß ich auf die Hauptstädtische Krankenkasse ärgerlich war, aus menschlichen und sachlichen Gründen, dann . . ."

Der Vorsitzende hebt leicht die Hand.

„Einen Moment, Herr Doktor, das haben Sie ja zugegeben."

„Gewiß, aber mein Satz war noch nicht zu Ende. Ich wollte sagen, wenn ich in meinem Ärger über die Hauptstädtische Krankenkasse dem Angeklagten mitgeteilt hätte, sie würde seiner kranken Mutter gewisse notwendige teure Heilmittel nicht bewilligen, dann . . ."

Wieder hebt der Vorsitzende und diesmal etwas schroffer, die Hand.

„Aber das haben Sie doch dem Angeklagten erzählt, Herr Doktor."

„Verzeihen Sie", sagt Grüter, „ich beginne meine Sätze, wie ich sehe, etwas ungeschickt. Was ich sagen wollte, war das: wenn das Gericht auf Grund meiner Aussagen zu dem Schluß kommen sollte, ich hätte, weil ich über die Hauptstädtische Krankenkasse verärgert war, dem Angeklagten zu verstehen gegeben, seine Mutter müsse früher sterben, weil sie arm ist, das heißt, weil sie die teuren Medikamente nicht selber bezahlen könne und die Krankenkasse diese Medikamente nicht bewillige, obwohl sie finanziell dazu in der Lage war . . . wenn also das Gericht zu dem Schluß kommt, ich hätte Benz, der ohnehin jähzornig ist und in diesem Falle noch aufgeregt wegen seiner kranken Mutter war, wenn ich also zugäbe, den Angeklagten aufgehetzt zu haben, kann es sein, daß das Urteil milder ausfällt. Dann war dieses einfache Gemüt, wie Sie den Angeklagten selber bezeichneten, eben ein Opfer meines persönlichen Ärgers und die Tat geschah im Affekt. Gut. Wenn ich das zugebe, stehe ich in einem völlig schiefen und falschen Licht. Wenn ich das so ausdrücken darf, dann käme ein Flecken auf meinen guten Namen als Arzt. Gebe ich es aber nicht zu, kommt das Gericht logischerweise zu dem Schluß, daß der Angeklagte aus eigener Initiative gehandelt hat, ganz von sich aus und er sitzt, wenn ich mich so vulgär ausdrücken darf, in der Tinte."

Dr. Petersen nickt zufrieden. Bis jetzt alles glänzend hingelegt. Grüter hat sozusagen dem Gericht die Worte aus dem Maul genommen. Aber immer noch fehlt der wichtige Punkt.

Der Amtsgerichtsrat schweigt einige Augenblicke.

Dann sagt er nicht unfreundlich: „Das sind Ihre persönlichen Überlegungen, Herr Doktor. Das Gericht möchte die Wahrheit wissen und sonst nichts."

„Ich sagte", fährt Grüter unbeirrt fort, „ich sagte vorhin, ein Punkt sei von mir noch nicht berührt worden. Ich berühre ihn jetzt. Die Rauchringe! Die Rauchringe, die Direktor Monts aus seiner Zigarette blies. Und die Tatsache, daß Benz dieses Rauchringblasen falsch verstand, nämlich als sture Gleichgültigkeit. Und da hat er zugeschlagen. Und dieser Punkt, Herr Vorsitzender, enthält die volle Wahrheit."

„Wieso?"

Grüter ist plötzlich leicht zumute. Er weiß, daß er jetzt kristallklar auszusprechen vermag, was er aussprechen wollte und was ihm bis zu diesem Moment einfach nicht gelungen ist.

„Die Wahrheit", sagt Thomas, ist folgende. „Ich habe Benz mitgeteilt, daß die Hauptstädtische Krankenkasse die von mir erwähnten Mittel für seine Mutter nicht bewilligt hat. Ich habe Benz geraten, in Gottes Namen einmal selber zur Krankenkasse zu gehen und einem zuständigen Herrn seine Notlage zu schildern. Aus diesem harmlosen Ratschlag kann niemand Aufhetzerei machen. Benz ging hin. Als er den Arzt nannte, der ihn zu diesem Besuch ermuntert hatte, also meinen Namen, machten die Leute dort etwas schiefe Gesichter und . . ."

„Sie waren", unterbricht ihn der Amtsgerichtsrat, „vor kurzem von der Hauptstädtischen Krankenkasse entlassen worden, nicht wahr?"

„Ja."

„Und warum?"

Thomas lächelt. Es steht ja in den Akten, denkt er und der Mann da oben weiß es, warum. Er möchte nur, daß ich es hier öffentlich ausspreche, aber ich werde es aussprechen und er wird mich nicht klein kriegen und mich nicht ablenken können.

„Wenn ich es mit einfachen Worten sagen darf", antwortet er freiweg. „In den Verträgen der Krankenkassenärzte steht ein Passus, daß der Krankenkassenarzt über die Hauptstädtische Krankenkasse nicht herabsetzend sprechen darf, so ähnlich lautet es."

„Ich verstehe", sagt der Vorsitzende. „Bitte fahren Sie fort."

„Es ist ganz klar", sagt Thomas, „daß ein entlassener Kassenarzt bei den Angestellten der Krankenkasse keinen besonderen, moralischen Kredit mehr hat. Also haben Sie Benz, der von mir geschickt kam, schief angesehen. Und ebenso klar ist es, daß umgekehrt der Angeklagte, als er merkte, daß man nicht sehr freundlich zu ihm war, dies ganz allein auf sich bezog und auf die Hartherzigkeit und Böswilligkeit der Krankenkasse gemeinhin. Das war das erste Mißverständnis, in das er verfiel. Dann wurde Benz in das Direktionszimmer geführt. Und hier erzählte er von seiner kranken Mutter. Und während er erzählte und ich könnte mir vorstellen, daß er verzweifelt nach Worten suchte, um seine Notlage deutlich zu machen, währenddessen begann auf einmal Direktor Monts, Rauchringe zu blasen. Das ist der wichtige Punkt. Inzwischen ist festgestellt worden, daß Direktor Monts immer nur dann Rauchringe zu blasen beginnt, wenn ihn eine Sache intensiv beschäftigt. In diesem Augenblick beschäftigte ihn intensiv dieser Fall der kranken Mutter des Angeklagten. Und Direktor Monts hat inzwischen auch ausgesagt und er ist ein Ehrenmann, dem man unbedingt Glauben schenken kann, daß er in diesem unglücklichen Augenblick tatsächlich dabei war, zu überlegen, daß man eine Ausnahme machen könne und das teure Mittel für Frau Benz bewilligen. Und da schlug der Angeklagte zu. Das war das zweite und entscheidende Mißverständnis."

Grüter fuhr sich über die Stirn. Es ist ihm heiß geworden. Aber er spürt, daß er gut im Zuge ist.

„Sehr schön", sagt der Amtsgerichtsrat höflich, „und was wollen Sie dem Gericht damit erklären?"

„Daß Benz nicht von mir aufgehetzt worden ist. Daß seine Tat aber auch keine vorsätzliche war, sondern eine Affekthandlung. Das wollte ich erklären."

Der Vorsitzende sah den Zeugen nachdenklich an. Erst nach einigen Sekunden bemerkte er, daß der Staatsanwalt sich erhoben hatte.

„Ja bitte, Sie haben noch Fragen an den Zeugen?"

„Jawohl", sagt der Staatsanwalt.

„Auch ich habe einige Fragen. Am Rande. Sie sind ein intimer Freund des Leiters des hiesigen Anatomischen Instituts, Herrn Dr. Erasmus Fiedler?"

„Ja."

Vorsicht, denkt Rechtsanwalt Petersen.

„Es ist Ihnen bekannt, daß Dr. Fiedler mit einer Dame befreundet war, Frau Doro Schwartzkopf, die vor kurzem Selbstmord beging?"

„Ja."

„Es ist Ihnen bekannt, daß die Einkünfte dieser Dame aus einer bestimmten Quelle kamen, die ich hier nicht nennen will?"

Thomas ist heiß geworden. Was soll das?

Er wendet sich zum Vorsitzenden.

„Verzeihung, Herr Vorsitzender, ich verstehe nicht recht, was das soll und . . ."

Auch Rechtsanwalt Dr. Petersen hat sich erhoben.

„Herr Vorsitzender", sagt er ziemlich scharf, „ich bitte, diese Fragen nicht zuzulassen. Sie haben mit dem vorliegenden Fall nichts zu tun."

Der Amtsgerichtsrat dreht sich zu dem jungen Staatsanwalt.

„Herr Staatsanwalt", sagt er, „auch mir ist es nicht ganz klar, wozu diese Fragen nützlich sein sollen."

„Herr Vorsitzender", antwortet der Staatsanwalt, „es erscheint mir notwendig das Milieu, in dem der Zeuge Dr. Grüter lebt, klarzustellen."

Der Amtsgerichtsrat grübelt ein bißchen.

„Sind es viele Fragen, Herr Staatsanwalt?"

„Nur noch wenige, Herr Vorsitzender."

„Bitte fragen Sie weiter."

Der Staatsanwalt wiederholt: „Es ist Ihnen bekannt, Herr Zeuge, daß die Einkünfte von Frau Doro Schwartzkopf aus einer bestimmten Quelle kamen, die ich hier nicht nennen will?"

„Ja."

„Es ist Ihnen bekannt, daß Frau Schwartzkopf dem Chirurgen Dr. Ulrich Carbe in dessen Wohnung erschoß, bevor sie sich selbst tötete?"

Und ob es Thomas bekannt ist! Aber was soll das alles?

„Ist Ihnen auch das Motiv bekannt, unter dem Frau Schwartzkopf handelte?" Und ob es Thomas bekannt ist! Erasmus hat ihm Doros Abschiedsbrief zu lesen gegeben. Und nur er und Erasmus wissen um diesen Brief.

Grüter zögert. „Herr Vorsitzender, muß ich diese Frage beantworten?"

„Herr Staatsanwalt", sagt der Amtsgerichtsrat gelassen, „wollen Sie bitte diese Frage fallen lassen."

Der Staatsanwalt läßt sie fallen. Die stärksten Kaliber hat er ja noch im Rohr.

„Herr Zeuge, ich darf annehmen, daß Ihnen ein gewisser Pukasch, Anatomiediener bei Dr. Fiedler, persönlich bekannt ist?"

„Ja."

Der Rechtsanwalt Dr. Petersen sitzt straff aufgerichtet, den überlangen, gewohnten Bleistift in der Hand, und er kommt sich vor wie ein Sekundant auf der Mensur, der blitzschnell mit seinem Säbel stoppt, wenn Gefahr droht.

In diesem Falle jedoch sieht Thomas weiter als der Jurist. Er weiß, worauf es dem Staatsanwalt ankommt. Dieser malt einfach mit ganz wenigen Worten um den Zeugen herum einen Hintergrund, ohne auch nur mit einem Hauch den Zeugen selber anzugreifen, einen Hintergrund, von dem sich schließlich dieser Zeuge in einigen mißfarbenen Umrissen abheben wird.

„Dann ist Ihnen auch sicher bekannt", fährt der Staatsanwalt fort, „daß dieser Pukasch wegen Abtreibung in Untersuchungshaft sitzt?"

„Ja."

„Sein letztes Opfer war wohl eine ehemalige Patientin von Ihnen, Herr Zeuge?"

„Ja."

„Und die Anzeige wegen dieser Abtreibung kam nicht von Ihnen, obwohl Sie in der Nacht noch zu der Erkrankten geholt wurden?"

„Nein."

„Könnte man es", sagt der Staatsanwalt langsam, „könnte man es so ausdrücken, Herr Zeuge, daß Sie auch mit Frau Schwartzkopf befreundet waren?"

„Ja", antwortet Grüter trotzig. „So kann man es durchaus ausdrücken."

Dem Vorsitzenden wird dieses Spiel zwischen Katze und Maus langweilig, zwar kann auch er sich vorstellen, was der Staatsanwalt mit diesen „Fragen am Rande" bezweckt, aber so wichtig ist dieser Fall Benz nun doch nicht. So winkt er denn plötzlich ab.

Mitten in seine sich hebende Handbewegung fällt der Satz des Staatsanwalts:

„Ich danke Ihnen, Herr Zeuge."

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Die Sterne lügen nicht ...

DIE WOCHE VOM 9. BIS 15. JANUAR 1955

Entspannende, aufbauende Tendenzen überwiegen auch in diesen Tagen. Die Bereitwilligkeit, sich über die großen sozialen, wirtschaftlichen und weltpolitischen Fragen auszusprechen, scheint aufrichtig zu sein. Der psychische Auftrieb, der sich am 8./9. und besonders am 13./14. I. bemerkbar macht, könnte bewirken, daß unfreundliche Maßnahmen zum Beweis des guten Willens rückgängig gemacht werden. Unpolitische Veranstaltungen internationaler Art tragen dazu bei, den Geist der Versöhnlichkeit zu stärken. Bei Vertragsdiskussionen dürfte auffallen, wie sorgfältig man darauf bedacht ist, außenstehende Gruppen nicht zu brüskieren.



STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Das Einvernehmen mit der Umgebung ist gut. Mit einer schwierigen Arbeit kommen Sie schneller voran als Sie glaubten. Leider könnte am 13./14. I. ganz plötzlich eine Veränderung eintreten. Auch Auseinandersetzungen sind möglich.

1.—9. Januar Geborene: Sie haben Ihre Position entscheidend festigen können. Im Augenblick ist nun weniger geboten. Am 14./15. I. sollten Sie nicht einen zu schlechten Gesellschafter abgeben, wenn Ihnen etwas nicht paßt.

10.—20. Januar Geborene: Sie können an neue Unternehmungen denken. Am 12./13. I. kommt Ihnen alles entgegen. Warten Sie aber mit der Fixierung der Abmachungen nicht zu lange. Am 15./16. I. sind Sie über eine Aufforderung wenig beglückt.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Sie haben jetzt die Hände frei und sollten sie auch tüchtig rühren. Nicht immer war man Ihnen so wohl gesinnt. Am 9. und besonders am 13./14. I. haben Sie leichtes Spiel und können etwas Wichtiges, was Ihnen bisher versagt war, durchsetzen.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Ihnen wird es wahrscheinlich immer noch nicht gelingen, Ihre persönlichen und beruflichen Verhältnisse in einem Sie befriedigenden Sinne zu klären. Mit Einzelerfolgen ist Ihnen wenig gedient.

9.—18. Februar Geborene: Sie suchen einen Vorfall, der Sie sehr betrübt hat, zu vergessen. Ob Ihnen das völlig gelingt, ist die Frage. Aber nach dem 10./11. I. haben Sie sehr viel äußere Ablenkung. Das wird Ihnen helfen.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Sie sind mit Ihren Gedanken wenig bei der Sache. Es führt aber zu nichts, endlos darüber nachzugrübeln, warum es so gekommen ist, daß Sie sich jetzt schon wegen jeder Kleinigkeit mißverstehen. Der 15./16. I. klärt manches.

28. Februar bis 9. März Geborene: Sie haben Ihr Glück etwas zu offen zur Schau gestellt. Eigentlich konnten Sie sich an fünf Fingern abzählen, daß so etwas nicht gut geht. Am 11./12. I. will man Sie in eine Falle locken.

10.—20. März Geborene: Sie haben zur Zeit einen großen Tatendrang. Je turbulenter es um Sie zugeht, um so mehr gefällt es Ihnen. Am 12./13. I. kann Sie nicht einmal das Auftreten eines Gegners aus dem Konzept bringen.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Das Jahr hat für Sie besonders glücklich begonnen. Unmöglich konnten Sie doch erwarten, daß Sie von einem Tag auf den anderen so gefragt sein würden. Der 8./9. und 13./14. I. sind weitere Etappen Ihres Wiederaufstiegs.

31. März bis 9. April Geborene: Sie haben eine Bewährungsprobe zu bestehen. Aber das dürfte Ihnen nicht schwerfallen, so wie Sie jetzt auf Draht sind. Am 14./15. I. sollten Sie sich einmal aufmerksam in Ihrer Umgebung umsehen.

10.—20. April Geborene: Sie warten mit einiger Unruhe darauf, wie eine für Sie wichtige Entscheidung ausfallen wird. Starke Kräfte sind gegen Sie am Werk. Deswegen brauchen Sie aber am 14./15. I. nicht den Kopf zu verlieren.

STIER

21.—29. April Geborene: Wirtschaftlich wie gesundheitlich scheint es bei Ihnen etwas zu hapern. Am 8./9. I. ist bei Ihnen guter Rat teuer, und am 15./16. I. wissen Sie wahrscheinlich abermals nicht, woher Sie das Nötigste nehmen sollen.

30. April bis 9. Mai Geborene: Denken Sie immer daran, daß man auf Sie sieht. Das ist der Nachteil in Ihrer neuen Stellung, mit der Sie im übrigen wohl mehr als zufrieden sein können. Am 11./12. I. gibt es ein Mißverständnis.

10.—20. Mai Geborene: Die Reihe der schönen Tage ist für Sie noch nicht zu Ende. Auch am 10./11. I. ist kein Anlaß zu Mißmut gegeben. Wenn Sie vorhaben, Ihr Unternehmen zu erweitern, werden Sie alle erdenkliche Hilfe finden.

ZWILLINGE

21.—30. Mai Geborene: Sie rücken weiter in den Vordergrund. Daß man Ihnen so bereitwillig Platz macht, konnten Sie eigentlich nicht voraussehen, und es sollte Sie freuen. Für den 11./12. I. ist es allerdings angebracht, keine größeren Pläne zu machen.

31. Mai bis 9. Juni Geborene: Einige Umwege bleiben Ihnen nicht erspart. Vor allem am 11./12. I. trifft man Sie wahrscheinlich recht verärgert an. Wenigstens haben Sie sich selbst nichts vorzuwerfen. Bessere Tendenzen ab 14./15. I.

10.—20. Juni Geborene: Es wäre verfehlt, schon in diesen Tagen alles nachholen zu wollen, was Sie wegen Ihres schlechten Befindens versäumt haben. Vor allem am 12./13. I. wäre alle Mühe vergeblich. Wissen Sie eigentlich, woran Sie sind?

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Eine Konjunktur zeichnet sich für Sie ab. Sie werden aber kaum in deren vollen Genuß kommen, wenn Sie sich nicht zu einem festen Entschluß in einer persönlichen Angelegenheit aufraffen. Achten Sie auf den 13./14. I. möglichst genau.

2.—11. Juli Geborene: Es wäre ein großer Fehler, wenn Sie den Beweis schuldig blieben, daß Sie warten können. Sich vorzudrängen bedeutete, daß Sie Ihre eigene Lage falsch beurteilen. Der 12./13. I. gibt einen Fingerzeig.

12.—22. Juli Geborene: Sie freut die Bewunderung, die man Ihnen zollt. Das ist begreiflich, aber was ist davon zu halten? Diese Frage müssen Sie sich einmal ungeschminkt beantworten. Am 15./16. I. sind Sie wenig in Form.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Sie dürfen es sich jetzt sogar schon erlauben, kleinere Forderungen zu stellen. Ist das etwa kein Fortschritt, wenn Sie zum Vergleich an Ihre Lage im letzten Vierteljahr denken? Am 13./14. I. erhalten Sie ein besonderes Lob.

3.—12. August Geborene: Noch ist zwar nicht alles wieder in Ordnung bei Ihnen, aber schon für die nächste Zukunft sieht es wesentlich freundlicher aus. Eine neue Zusammenarbeit, die sich zufällig ergibt, ist fruchtbar.

13.—23. August Geborene: Enttäuschungen sind verwunden, und nun werden Sie sie auch schnell ganz vergessen. Am 10./11. I. trifft man Sie bereits in voller Fahrt auf ein neues Ziel zu. Am 15./16. I. ist das größte Stück geschafft.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Schon wieder neue Verwicklungen. Jedenfalls lassen sich die Konstellationen des 11./12. I. kaum anders deuten, als daß Streitigkeiten im vollen Gange sind. Es fragt sich, ob Sie Ihre Zeit nicht besser anwenden könnten.

3.—12. September Geborene: Man hat Ihnen ungleich mehr als anderen zugebilligt. Es wäre beschämend, wenn Sie das plötzlich nicht wahrhaben wollten. Befleißigen Sie sich am 11./12. I. größter Zurückhaltung und Objektivität.

13.—23. September Geborene: Wollen Sie behaupten, daß es Ihnen nicht gut geht? Dann blieben Sie nicht ganz bei der Wahrheit. Mehr Aufmerksamkeit als man Ihnen am 12./13. I. entgegenbringt, können Sie wohl unmöglich erwarten.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Sie glauben nicht, daß diese etwas romantische Beziehung Belastungsproben standhalten wird? Die Zukunft wird Sie anders belehren. Am 9. I. bringt Ihnen der Zufall Glück. Am 13./14. I. regt Sie eine Nachricht auf.

3.—12. Oktober Geborene: Jemand gibt Ihnen zu verstehen, daß er eine Schwäche für Sie hat. Wie Ihre Antwort ausfallen wird, darüber dürfte kein Zweifel bestehen. Kennen Sie eigentlich das Sprichwort, daß Gelegenheit Diebe macht?

13.—23. Oktober Geborene: Nur weil Sie es sind, der da auftritt, geben die anderen noch lange nicht klein bei. Eigentlich müßte Ihnen das keine Überraschung sein. Am 14./15. I. sind Sie in der Bewegungsfreiheit beeinträchtigt.

SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Sie stehen vor Rechenaufgaben, die einigermaßen schwierig sein dürften. Warum haben Sie aber auch Ihre Kalkulation nicht noch einmal überprüfen lassen, ehe Sie sich in Unkosten stürzten? Nur am 11./12. I. ist's etwas einfacher.

2.—11. November Geborene: Ihre ständige Anwesenheit wäre gerade jetzt notwendig, aber das Pech will es, daß Sie verhindert sind. Am 9./10. I. geht man über Ihre Wünsche einfach hinweg. Verlangen Sie am 12./13. I. Rechenschaft.

12.—22. November Geborene: Nun Sie den Anfang gemacht haben, kommen vielleicht noch andere hinzu und möchten mit von der Partie sein. Es kann Ihnen recht sein, zumal man es ja ganz Ihnen überläßt, die Bedingungen zu stellen.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Sie haben sich von Bindungen, die keinerlei Sinn mehr hatten, befreien können. Jetzt sind Sie ein ganz anderer Mensch. Sie trauen sich wieder etwas zu, und es wird Ihnen auch, verlassen Sie sich darauf, gelingen: 13./14. I.

2.—11. Dezember Geborene: Immer, wenn Sie ungeduldig sind, gewinnen die anderen. Nehmen Sie sich also am 11./12. I. zusammen und tun Sie so, als könne Ihnen gar nichts Besseres passieren, als noch ein bißchen warten zu müssen.

12.—21. Dezember Geborene: Sie haben schon wieder große Rosinen im Kopf. Eines nach dem anderen. Zunächst müssen Sie wieder einmal ganz auf der Höhe sein. Ab 15./16. I. erst werden Sie sich Ihren Vorhaben konzentriert widmen können.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER

GEBOREN ZWISCHEN 9. UND 15. JANUAR 1955

Mit hellwachen Sinnen nehmen die Kinder die vielfältigen Eindrücke von ihrer Umwelt in sich auf. Sie haben ein außerordentlich feines Unterscheidungsvermögen und wittern verborgene Werte geradezu. Ihre Fähigkeiten möchten sie an Aufgaben erproben, die nicht alltäglich sind und die man nicht anders als mit herzlicher Hingabe bewältigen kann. So nachsichtig sie anderen gegenüber sein werden, sich selbst lassen sie wahrscheinlich nicht einmal einen kleinen Schönheitsfehler durchgehen. Ihr Gefühl für Harmonie ist empfindlich. Was gegen sie verstößt, verstößt nach ihrer Auffassung gegen die Weltordnung. Viele von ihnen kommen weit herum und haben ihrer Zeit etwas Wesentliches zu sagen. Die Mädchen der Woche sind liebenswerte Geschöpfe. Sie werden einmal große Verehrung genießen. Wenn sie immer ihrem Herzen folgen, können sie niemals fehlgehen.

Jede Szene dieses Berichtes ist durch Zeugenaussagen und amtliche Dokumente belegt. Über alle Gespräche existieren Aktennotizen, manche Unterhaltungen sind wörtlich überliefert. Die Geheimhaltungsvorschriften sind aufgehoben. Dieses sind die wahren Hintergründe der Affäre

RITTMEISTER SOSNOWSKI

Ein Tatsachenbericht von Dr. jur. Michael Graf Soltikow

Der nach Polen ausgetauschte Spion Sosnowski wird von den Polen nicht freigelassen, wie er erwartet hat, sondern festgenommen. Man wirft ihm vor, den polnischen Staat verraten, ihn um Geld betrogen und für die deutsche Abwehr gearbeitet zu haben. Ein Sonderbeauftragter des Warschauer Hauptstabes wird nach Berlin geschickt. Gerüchte, die ihm zu Ohren kommen, verleiten ihn zu dem Schluß, daß Irene von Jena gar nicht existiert, daß sie vielmehr eine Erfindung Sosnowskis ist, eine fingierte Person, für die er dem polnischen Staat Geld aus der Tasche gezogen hat. Auch mit Günther Rudloff redet der Sonderbeauftragte. Rudloff behauptet, um endlich Ruhe zu haben, daß Sosnowski mit der deutschen Abwehr zusammengearbeitet hätte. Sosnowski wird in Warschau in einer Villa am Stadtrand in Ehrenhaft gehalten. Er hat alle Vergünstigungen. Eine Wäscherei schickt jede Woche das Mädchen Olga in die Villa, damit es Sosnowskis schmutzige Oberhemden abhole. Das Mädchen Olga erliegt dem Charme des Inhaftierten. Das Wachkommando überrascht die beiden in einer eindeutigen Situation.

20. Fortsetzung

Der Wachhabende macht Meldung an den Hauptstab: „... überraschte ihn der Posten, wie er dem Mädchen auf dem oberen Flur Gewalt antat. Das Mädchen wehrte sich verzweifelt ..."

Sosnowski wird zum Verhör in den Hauptstab gebracht. Der graugesichtige Oberstleutnant empfängt ihn. Er strotzt vor Hohn und Verachtung.

„Es freut mich, Sosnowski", sagt er kalt, „daß Sie sich solche Mühe geben, sich selbst das Genick zu brechen. Wissen Sie, was Ihre Handlungsweise bedeutet? Wissen Sie, was mit einem Offizier der polnischen Armee geschieht, der ein Mädchen vergewaltigt?"

Sosnowski betrachtet den anderen gelassen.

„Natürlich weiß ich das", sagt er ruhig. „Aber warum fragen Sie mich das? Habe ich einem Mädchen etwas getan?"

Stumm schiebt ihm der andere die Meldung des Wachoffiziers hin. Sosnowski liest. In seinen Augen ist Spott.

„Ich weiß jetzt, welchen — welchen Vorgang Sie meinen, Herr Kamerad", sagt er. Haben Sie schon das Mädchen vernommen? Nein? Wenn das Mädchen behauptet, ich hätte ihm Gewalt angetan — — Nun, dann muß ich mich verteidigen. Was Ihr Herr Wachoffizier da schreibt, ist eine Verleumdung, Herr Kamerad. Vielleicht gefällt ihm das Mädchen? Eifersucht verführt zu voreiligen Schlüssen, könnte ich mir denken. Außerdem hat der Herr Wachoffizier die letzten Abende immer beim Schach gegen mich verloren. Das mag ihn verärgert haben."

„Wollen Sie den Offizier der Falschmeldung bezichtigen?"

„Ich bin nicht so wie Sie und die Herren des Hauptstabes, die immer gleich mit schwerem Geschütz auffahren. Vielleicht ist der Herr Wachoffizier bloß kurzsichtig, Herr Kamerad. Es kann doch sein, daß er aus diesem Grunde verzweifelte Gegenwehr zu sehen glaubte, wo lediglich, sagen wir, Temperament am Werk war." — Sosnowskis Stimme verliert plötzlich jede Ironie. Die Stimme wird laut, scharf und heftig. „Ich verbitte mir, diese ewige Kette von Anschuldigungen, Verdächtigungen und Bosheiten. Man kann von mir nicht verlangen, daß ich ewig wie ein Einsiedler lebe. Ich bin in Ehrenhaft, wie Sie es zu nennen belieben, aber nicht im Kloster. Glauben Sie nicht, daß ich nicht weiß, worauf Sie hinauswollen. Sie denken, Sie könnten mir einen Strick drehen. Vergewaltigung! Das bedeutet, denken Sie, Ausstoßung aus der Armee, Verlust der Offiziersehre. Das bedeutet, denken Sie, daß jetzt jeder mit Fingern auf mich zeigt und mich nun auch für den Verräter hält, den einige Herren vom Hauptstab gern in mir sehen möchten. Leiten Sie doch ein Verfahren gegen mich ein! Klagen Sie mich doch an wegen Vergewaltigung! Dann muß das Mädchen unter Eid aussagen. Ich möchte erleben, was dann übrigbleibt. Fragen Sie doch das Mädchen!"

Das Mädchen wird gefragt. Man hat geglaubt, darauf verzichten zu können, da die Meldung des Wachoffiziers eindeutig gewesen ist. Jetzt, nachdem Sosnowski nicht kapituliert hat vor der neuen Anschuldigung, holt man die versäumte Vernehmung des Mädchens nach.

Olga geniert sich. Olga möchte vor Scham versinken. Sie ist unsicher, verlegen, und sie gibt nur leise, stockende Antworten. Aber sie bleibt bei der Wahrheit.

„Haben Sie sich gewehrt?"

„Ja, erst."

„Was heißt erst?"

„Na, ja"

„Hat Sosnowski Ihnen Gewalt angetan?"

„Fest zugepackt hat er schon."

„Hat er sich Ihnen gegen Ihren Willen genähert?"

„Ich glaube nicht."

„Drücken Sie sich klarer aus!"

„Was soll ich denn sagen?"

„Die Wahrheit! Hatten Sie etwas dagegen, daß er sich Ihnen genähert hat?"

„Aber nein. Wirklich nicht. Wenn er das geglaubt hat, daß ich was gegen ihn gehabt hab' — das ist bestimmt nicht wahr."

„Sie haben nicht um Hilfe gerufen?"

„Ich?"

Die Vernehmung wird abgebrochen. Der Hauptstab ordnet an, daß die Wäscherei erneut gewechselt wird.

Die Episode, die für Sosnowski hätte gefährlich werden können, endet damit, daß sich Sosnowskis Gegner im Hauptstab lächerlich gemacht haben. Sie wollen Sosnowski erledigen um jeden Preis, sagen jene, die an den Patriotismus und an die Ehrenhaftigkeit des Spions glauben. Dem Hauptstab, so sagen sie, sei, wie man an der Mädchengeschichte sehen könne, jedes Mittel recht, um Sosnowskis Ruf zu untergraben, um ihn nach außen hin als verdächtiges Subjekt erscheinen zu lassen, dem man alles, also auch Landesverrat, zutrauen könne.

Vierzehn Tage nach dem Zwischenfall mit dem Mädchen Olga wird Sosnowski wieder von seiner Villa abgeholt und zum Hauptstab gefahren. Er wird in das Zimmer geführt, in dem er bisher alle Vernehmungen über sich hat ergehen lassen müssen.

„Setzen Sie sich, Sosnowski", sagte der graugesichtige Oberstleutnant.

„Was liegt denn heute vor?" fragt Sosnowski. Seine Stimme klingt gelangweilt. Diesen Oberstleutnant mit dem gewaltigen Adamsapfel kann er bald nicht mehr ertragen. Immer dasselbe sture Gesicht. Immer dieselben Fragen, dasselbe Zimmer, dieselbe eintönige Leier der Beschuldigungen.

„Es wird Sie interessieren", sagt der Oberstleutnant, „daß unser Mann zurück ist — unser Sonderbeauftragter."

Im Blick des Vernehmungsoffiziers liegt Lauern. Der Graugesichtige sucht vergeblich nach einer Reaktion bei Sosnowski. Sosnowski bleibt unbewegt.

„So?" murmelt er, scheinbar gleichgültig, scheinbar des Verhörs, das gerade begonnen hat, schon müde. Dann zucken die Mundwinkel ironisch: „Wenn er zurück ist, dann kann ich ja gehen, nicht? Er wird ja genug erfahren haben, was Ihnen nicht in den Kram paßt, weil es mich entlastet. Also, was ist? Bin ich frei?" — Der letzte Satz enthält keine Spur mehr von Ironie. Der letzte Satz enthält nur noch den maßlos erregten Ausdruck der Hoffnung.

„Frei?" sagt der Vernehmungsoffizier. „Es besteht für uns keine Veranlassung, Sie freizulassen. Im Gegenteil! Unser Sonderbeauf-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 26)



Schnappschuß von der Einweihung des neuen Schellbach-Instituts für positive Lebensführung, Baden-Baden, an der über 400 Freunde der Schellbach-Erfolgslehre aus allen Teilen der Bundesrepublik und aus dem Auslande teilnahmen. Oscar Schellbach ist der Begründer des Mentalpositivismus und Verfasser des weltbekannt gewordenen Buches „MEIN ERFOLGS-SYSTEM". Es wurde durch seine große Verbreitung zum Bestseller der deutschen Erfolgsliteratur.

(Photo: Haselmeier 54)

ALLE KÖNNEN BESSER LEBEN!

Lebensfroh und erfolgreich durch Oscar Schellbach

Bereits 180 000 Auflage seines einzigartigen Lebensbuches

Uberall kennt man bereits den verheißungsvollen Satz: „DAS LEBEN KANN VIEL, VIEL SCHÖNER SEIN!" Sein Ausgangspunkt ist OSCAR SCHELLBACH, Begründer der Lehre von der Meisterschaft über das Leben durch den Mentalpositivismus und den M-Schlüssel. Diese Lehre bewirkt eine Umwälzung in der ganzen Lebensführung, alles geht dadurch reibungsloser, sicherer und mit viel weniger Kraftanstrengung.

Die Kunst, erfolgreich zu leben, ist einerseits eine Sache nüchterner Planung, andererseits eine solche des Könnens. Man muß wissen, was man zu tun hat, dann aber auch die Fähigkeit haben, gefaßte Entschlüsse in Taten umzusetzen. Oscar Schellbach zieht hieraus die Konsequenzen: Wer keinen Erfolg hat, lebt gegen die Naturgesetze, und all sein Mißerfolg und Versagen sind die Folgen dieses falschen Handelns. Aber das muß nicht so bleiben, das kann man ändern!

Oscar Schellbach hat in drei Jahrzehnten eine Methode entwickelt, die in allen Lebenslagen das Dasein fruchtbar und erfolgreich macht und ein Maximum an Einflußnahme auf die eigenen Verhältnisse sichert. Diese Lehre ist von einer Riesenzahl von Menschen aus allen Bevölkerungsschichten auf ihre Wirksamkeit erprobt. Sie ist niedergelegt in dem einzigartigen Erfolgslehrbuch „MEIN ERFOLGS-SYSTEM" von Oscar Schellbach, das zum Bestseller aller Erfolgsbücher Deutschlands wurde und nun schon eine Auflage von 180 000 Exemplaren erreicht hat.

Das Werk enthält die vollständige Anleitung zur systematischen Auswertung aller Lebenschancen für jung und alt und Mann und Frau. Es führt in einer jedermann verständlichen Weise in die Ursachen eines fruchtbaren Lebens ein und zeigt den Weg, wie man nach diesen Ursachen das eigene Streben und Handeln einzurichten hat.

Oscar Schellbach hat die Ausnutzung der Lebenschancen zu einer Lehre gemacht, die auf allen Gebieten schönste Erfolge bewirkt: Viel stärkere Gesundheit und Schaffenskraft, schnell fühlbare Steigerung der geistigen und seelischen Kräfte, wirksame Hilfe bei Unlustgefühlen, Verkrampfungen, Komplexen, Hemmungen, Mangel an innerer Sicherheit und Selbstvertrauen, mächtige Steigerung des persönlichen Einflusses im Umgang und in der Menschenbehandlung, z. B. in der Vorgesetztenkunst oder bei der Leitung von Ämtern, wunderbare Harmonisierung der privaten Verhältnisse in der Liebe, Ehe und Kindererziehung, auffallende Steigerung der Leistungsfähigkeit im Erwerbsleben und im Beruf, vor allem durch eine starke Erhöhung der Konzentrationsfähigkeit und eine vorher nie gekannte Ankurbelung der Denkkraft und Ideenentwicklung und der zum Erreichen von Zielen unerläßlichen persönlichen Initiative und Tatkraft.

Schellbachs Name ist für unzählige Menschen im In- und Ausland ein fester Begriff für Erfolg und Lebensfreude. In tausenden Orten Westdeutschlands und vielen Orten des Auslandes wird seine anspornende Erfolgszeitschrift „KONTAKT" gelesen. Mehr als vierzigtausend vorwärtsstrebende Menschen aus allen Bevölkerungskreisen besuchten bisher die von ihm geleiteten Lehrkurse für erfolgreiche Lebensgestaltung, darunter viele Tausende von selbsständigen Unternehmern, Kaufleuten, Ingenieuren, Architekten, aber auch viele tausende Handwerker aller Sparten, Angehörige freier Berufe und Hausfrauen. Der von Schellbach in den Jahrzehnten seiner Tätigkeit immer mehr beseelte Begriff vom positiven Handeln und Streben ist längst in den allgemeinen Sprachgebrauch eingedrungen, ebenso wie viele seiner Leitsätze für ein fruchtbares Leben.

Abertausende von Einzelschicksalen erfuhren durch Schellbach eine Wende zum Guten. Große Industriewerke verdanken ihm ihr Entstehen und ihren Aufstieg, neben vielen kleinen Unternehmen aller Art. Ungezählte Menschen entwickelten sich durch Schellbach aus kleinen und kleinsten Verhältnissen zu Persönlichkeiten in maßgebenden Stellungen, wurden leistungsfähig, wohlhabend und glücklich. Es gibt keinen Mann und keine Frau, die durch die Schellbach-Lehre das eigene Leben nicht viel, viel schöner gestalten könnten. Schellbach sagt: „Mißerfolg und Disharmonie in der Lebensführung sind wie Krankheiten zu behandeln. Es sind Zustände, denen man beim jetzigen Stande unseres Wissens von den Ursachen des Erfolges viel leichter beikommen kann, als es der Mensch zunächst zu glauben vermag."

Schellbachs Lebensbuch „MEIN ERFOLGS-SYSTEM" besitzen bis heute (Januar 1955) bereits 177 000 Vorwärtsstrebende im In- und Ausland. Davon rund 65 000 Angestellte und Handwerker aller Berufsgruppen, 40000 selbständige Unternehmer, Geschäftsinhaber und Gewerbetreibende aller Art, 20 000 Ingenieure, Baumeister und Angehörige freier Berufe, ca. 10—12 000 Studenten und Jugendliche, rund 25 000 berufstätige Frauen und Hausfrauen und etwa 4—5000 Spitzenkräfte in über 3000 Firmen und Großbetrieben in den Westzonen und im Ausland.

•

Ein Buch kann Wunder wirken! Man wird wissend! Die Augen öffnen sich für ganz neue Möglichkeiten! Das ist beim Erfolgs-System Oscar Schellbachs in einer Weise der Fall, wie [illegible] der Außenstehende überhaupt nicht für möglich hält. Daher seine große Verbreitung, daher seine große Beliebtheit und Popularität. Es ist ein Buch, das fasziniert, unerhört mitreißt, aufmöbelt und zum Handeln elektrisiert!

Die meisten Menschen machen unendlich viel falsch, jeder könnte glücklicher und erfolgreicher sein. Man lebt darauflos und macht sich frühzeitig alt und kaputt. Einige Menschen machen es richtig, das sind die Lebenskünstler und Erfolgsmenschen. Man kann Auto fahren, aber man weiß nicht erfolgreich zu leben.

Wir leben jetzt in einer Zeit, die den ganzen Menschen verlangt! Es muß unerhört hart gearbeitet werden, sonst verlieren wir den Boden unter den Füßen. Das kostet Nerven und verlangt bestes Können. Wer dabei mit an der Spitze liegen will, braucht die besten Methoden in der Lebensführung, Menschen- und Selbstbehandlung. Prüfen Sie auch hierauf Oscar Schellbachs einzigartiges Lebensbuch. Und wenn Sie ein weitschauender Unternehmer sind, dann drücken Sie es außerdem Ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in die Hand.

Es ist wahr: „Das Leben kann viel, viel schöner sein!" In der Einleitung des Schellbach-Buches sprechen erfolgreiche Vertreter aller Volkskreise von der beglückenden Realität dieser Tatsache. Was irgendwie aus dem Leben zu machen ist, was irgendwie aus eigener Kraft zu schaffen ist, das wird durch Schellbachs Anleitungen Wahrheit und Wirklichkeit!

•

Lesen Sie hierzu ein paar Urteile der begeisterten Leser:

„Sehr geehrter Herr Schellbach! [illegible] war [illegible] [illegible] einfacher Maschinenbauer in einem [illegible] Großbetrieb. Um diese Zeit wurde ich [illegible] meiner Frau auf Ihre Erfolgslehre aufmerksam gemacht. Wir kauften [illegible] Ihr „Erfolgs-System", studierten [illegible] und erkannten die Ursachen des Erfolges. [illegible] bisherige Ergebnis sehen Sie aus dem beiliegenden Zeitungsblatt. (Betrieb [illegible] 400 Mitarbeitern.)"

Zwei Urteile aus den letzten Tagen. **Vater** und **Sohn**, die beide begeisterte Freunde der Schellbach-Lehre sind. Der Vater erklärte: **„Ich habe es dem Erfolgs-System zu verdanken, daß ich ohne Kapital in bewußter positiver Arbeit das größte Werk meiner Branche in Westdeutschland aufbaute."** Und der Sohn: **„Ich habe erreicht, daß ich durch die Lehren des Erfolgs-Systems mit 24 Jahren einen Großbetrieb mit 400 Mitgliedern voll verantwortlich zu leiten imstande bin."**

Schellbachs unbezahlbares Lehrbuch

5 Tage kostenfrei zur Ansicht!

Um jedermann die Anschaffung der Schellbach-Methode zu ermöglichen, ist der Verlag zu folgendem Entgegenkommen bereit:

1. **Jeder volljährige Leser mit festem Wohnsitz** erhält gegen Einsendung des nachstehenden Kupons oder einer Kopie davon für volle fünf Tage Oscar Schellbachs Meisterwerk der positiven Lebensführung zunächst **vollständig kostenfrei** und **unverbindlich** zur Ansicht.

2. Bei Erwerb des Werkes kann der Anschaffungsbetrag auf Wunsch in zwei Monatsraten (Gesamtziel 60 Tage) beglichen werden.

Umfang des Werkes 496 Seiten in Lexikon-Format. Ausstattung: Ganzleinenband, bestes holzfreies Papier. Gesamtherstellung: Gerhard Stalling AG., Oldenburg i. O., Preis 24,80 DM.

Ausland: Oscar Schellbachs Lehrwerk „MEIN ERFOLGS-SYSTEM" ist auch überall im Ausland zu haben. Wir haben in 46 Ländern Repräsentanten unseres Hauses, die den Erwerb des Werkes vermitteln.

SCHELLBACH-HAUS

KUPON

Als Drucksache senden an das:

SCHELLBACH-HAUS
Institut für positive Lebensführung
(17 b) BADEN-BADEN 5

Der Unterzeichnete macht hiermit Gebrauch von Ihrem fünftägigen **unverbindlichen Angebot** für das Lehrwerk

„Mein Erfolgs-System"
von Oscar Schellbach
(Neueste Auflage, Ganzleinen, 496 Seiten)

Bei Erwerb wird der Kaufpreis von 24,80 DM innerhalb von 30 Tagen auf das Postscheckkonto Ihres Instituts überwiesen . . . überweise ich den Betrag in 2 gleichen Monatsraten. 1. Rate von 12,40 DM nach 30 Tagen; 2. Rate von 12,40 DM nach 60 Tagen. **Bitte Gewünschtes unterstreichen!**

(Postscheckanschrift: Schellbach-Haus, Baden-Baden. Postscheckamt Hamburg 318 07)

Falls ich das Werk nicht erwerbe, erfolgt die Rücksendung nach Ablauf der Probezeit im gleichen Schutzkarton. Das Rückporto von 0,72 DM wird von mir getragen. **Sonstige Kosten entstehen nicht.**

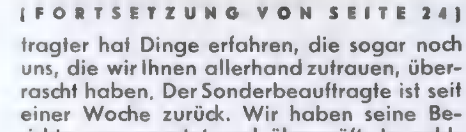
Vor- und Zuname oder Firma:

....

Ort und Straße: ....

....

Bitte deutliche Blockschrift!



(FORTSETZUNG VON SEITE 24)

tragter hat Dinge erfahren, die sogar noch uns, die wir Ihnen allerhand zutrauen, überrascht haben. Der Sonderbeauftragte ist seit einer Woche zurück. Wir haben seine Berichte ausgewertet und überprüft. In zahllosen Rücksprachen mit dem Mann haben wir dafür gesorgt, daß etwaige Irrtümer in seinen Berichten klargestellt werden konnten. Ich kann Ihnen heute das Ergebnis seiner Ermittlungen und unserer Überlegungen mitteilen, Sosnowski. Der Verdacht, daß Sie sich des Landesverrats schuldig gemacht haben, hat sich zur Gewißheit verdichtet!"

Ein Wirbel von Empfindungen hat Sosnowski durchtobt, während der Vernehmungsoffizier gesprochen hat, Enttäuschung, Zorn, verzweifelte Niedergeschlagenheit. Jetzt, da der andere schweigt, ist Sosnowski schon wieder bereit, weiter anzurennen gegen diese Wand von Mißtrauen, vor der er steht. Er bleibt nicht ruhig. Er wird wütend und unbeherrscht. Er wehrt sich mit Spott und Hohn.

„So! Der Verdacht hat sich zur Gewißheit verdichtet", fährt er den anderen an. „Und das sagen Sie mir so gelassen, so ruhig und in aller Freundschaft. Bei Ihnen und Oberst Majer ist es Gewißheit, daß ich ein Verräter bin. Herr! Wenn Sie Gewißheit hätten, verhielten Sie sich anders zu mir! Ganz anders! Sie würden mich behandeln wie ein Stück Dreck. Sie würden mich anbrüllen, in Ketten legen, einsperren — ohne sich länger mit mir zu unterhalten. Ohne sich so vorsichtig und korrekt auszudrücken: von wegen Verdacht verdichtet sich zur Gewißheit! Sehr vorsichtig ausgedrückt, Herr Kamerad! Haben Sie Beweise? Ja oder nein? Nichts haben Sie, gar nichts! Wer weiß, was für einen Grünschnabel Sie nach Berlin geschickt haben. Oder vielleicht ist es einer, der sich bei Oberst Majer Liebkind machen will und dann das berichtet, was der Hauptstab gerne hören will. Aber es scheint nicht gut zu sein, was der Herr gemeldet hat. Nicht gut und nicht stichhaltig! Sonst würden Sie mir anders kommen, Herr Kamerad. Was hat er denn für Neuigkeiten gebracht aus Berlin, Ihr Sonderbeauftragter? Was denn?"

„Darf ich Ihre Atempause benutzen und auch etwas sagen?" sagte der Vernehmungsoffizier gelassen.

„Darum möchte ich bitten", faucht Sosnowski. „Ich bin gespannt auf Ihre Geschichte."

Der Oberstleutnant blättert in einem Aktenstück, das vor ihm auf dem Schreibtisch liegt.

„Ich habe hier das Protokoll der ersten Vernehmung, die wir beide durchexerziert haben", sagt er. „Daraus geht hervor, daß Sie erklärt haben, Rudloff habe von Irene von Jena den A-Plan erhalten — nur so habe Rudloff den Plan den Franzosen anbieten können —"

„Das stimmt schon nicht!" fällt Sosnowski dem anderen scharf ins Wort. „Das ist schon verdreht dargestellt. Ich habe gesagt, daß es so gewesen sein kann oder gewesen sein muß. Ich habe nicht gesagt, daß es so gewesen ist! Es ist nur die einzige Erklärung des Vorganges, die mir möglich erscheint. Das ist ein Unterschied! Ich bitte, darin genau zu sein."

„Gut — Sie nehmen also an, daß Irene von Jena Rudloff den Plan ausgehändigt hat."

„So klingt das schon eher nach meiner Aussage."

„Sie sind zu dieser Annahme gekommen, weil, wie Sie behaupteten, Rudloff mit der Jena verlobt gewesen sei. Das stimmt doch? Das haben Sie doch gesagt?"

Sosnowski zögert.

„Das habe ich wohl gesagt", sagt er langsam.

„Es war eine Lüge!"

„Ich verbitte mir —" — Sosnowskis Empörung wirkt wenig überzeugend. Er beißt sich auf die Lippen. Er verflucht seine Dummheit, eine Behauptung aufgestellt zu haben, deren Wahrheit oder Unwahrheit festzustellen, eine leichte Aufgabe für den Sonderbeauftragten gewesen sein muß.

„Sie sind gekränkt, weil ich Sie einen Lügner nannte?" fragt der Vernehmungsoffizier spöttisch. „Wir sind ja auch nicht gekränkt, wenn Sie uns stets entgegenhalten, alle unsere Verdächtigungen seien Lügen und böswillige Mißdeutungen. Rudloff hat unserem Sonderbeauftragten gegenüber erklärt, er sei mit einer Irene von Jena nicht verlobt gewesen, er kenne eine Frau dieses Namens überhaupt nicht persönlich. Dies ist seine wörtliche Aussage, Sosnowski. Diese Aussage wird unser Sonderbeauftragter unter Eid vor Gericht bestätigen, wenn gegen Sie verhandelt wird. Das ist das eine. Das andere ist: unser Sonderbeauftragter hat auch herausgefunden, warum sich diese Irene von Jena überhaupt nicht verloben kann, weder mit Rudloff noch mit sonstwem. Diese sogenannte Irene von Jena — existiert nicht, Sosnowski! Das wird Sie nicht überraschen. Schließlich dürfte es Ihnen bekannt gewesen sein, daß die Dame erfunden ist. Ich muß sagen, gut erfunden und konsequent durchgeführt, dieser Schwindel. Es wird Sie nur überraschen, daß wir dahinter gekommen sind. Oder?"

Sosnowski starrt den Vernehmungsoffizier verblüfft an. Er schüttelt den Kopf.

„Ich begreife nicht", sagt er verständnislos. „Was ist erfunden?"

„Irene von Jena! Habe ich das nicht deutlich gesagt?"

„Verzeihen Sie — ich habe Sie jetzt so verstanden, daß Sie ausdrücken wollen, Irene von Jena sei eine erfundene Frau —"

„Ich sagte sogar, eine sehr gut erfundene Person. Mit allem Drum und Dran. Ich muß sagen, Ihre Unverfrorenheit, Sosnowski, geht fast so weit, daß ich nicht in Zorn darüber geraten kann, sondern lachen muß, wie Sie es verstanden haben, uns reinzulegen. Allerdings — Oberst Majer sieht es nicht von der heiteren Seite. Er tobt —"

Was redet dieser Mann für ein Zeug zusammen, denkt Sosnowski. Er weiß nicht, was er dazu sagen soll. Er ärgert sich über so viel Phantasterei.

„Mich interessiert nicht, in welchem Gemütszustand sich Oberst Majer befindet", sagt er. „Ich habe auch kein Verständnis dafür, daß Sie selbst das ganze als Amüsement auffassen. Ich möchte darum bitten, wirklich ernsthaft bitten, mir zu erklären, was diese Andeutungen über Irene von Jena bedeuten sollen. Ganz sachlich, bitte! Ich weiß sonst wirklich nicht, wo bei Ihnen der Spaß aufhört und der Ernst anfängt."

„Tun Sie nur so, als seien das alles böhmische Dörfer für Sie. Ganz wie Sie wollen, Sosnowski. Erledigen wir es ganz sachlich. Unser Sonderbeauftragter hat mit Justizrat Pontfic gesprochen —"

„Mit Irenes Verteidiger?"

„Mit dem angeblichen Verteidiger der angeblichen Irene, Sosnowski! Wir machen da jetzt feine Unterschiede. Unser Sonderbeauftragter also hat mit Pontfic gesprochen. Er hat auch die Generalin Jena aufgesucht und auch einen Herrn von Jena. Über alle Besuche liegen genaue Berichte vor. Zusammenfassend ergeben die Berichte, daß Irene von Jena nicht existiert. Sie wollten wissen, wo bei mir der Ernst anfängt. Bitte — jetzt! Sie sind ein Betrüger, ein übler Geldschneider, der mit allen Tricks und allen Finessen gearbeitet hat, um den polnischen Staat um Geld zu betrügen. Wir haben an Irene von Jena Geld geschickt — an eine fingierte Person! Also haben Sie sich das Geld angeeignet!"

„Das ist doch Blödsinn!" ruft Sosnowski wütend. „Die Jena existiert genau so wie Sie und ich. Ich war mit ihr und Frau von Falkenhayn an der Riviera. Wir haben dort polnische Offiziere kennengelernt. Gerade mit diesen Herren hat die Jena oft genug getanzt und geflirtet. Ich weiß nicht mehr, wie die Herren hießen. Ich war damals nur kurz mit ihnen zusammen. Aber bitte! Es muß sich doch feststellen lassen, welche polnischen Offiziere zu diesem Zeitpunkt an der Riviera waren und an Reitturnieren in Nizza und Cannes teilgenommen haben. Die Herren werden sich erinnern, daß der eine oder der andere mit Fräulein von Jena getanzt hat."

„Meinen Sie, junge Offiziere behalten alle Mädchen im Gedächtnis, mit denen sie sich einen kurzen Flirt leisten?" fragt der Vernehmungsoffizier. „Und wenn — was bedeutet das schon? Vielleicht haben Sie den Herren wirklich eine Frauensperson unter dem Namen von Jena vorgestellt. Beweise brauchen wir für die Existenz der Frau! Handfeste Beweise!"

„Immerhin sind meine Beweise, die ich für die Existenz der Frau anführen kann, handfester, als Ihre leeren Behauptungen, daß sie nicht existiert. An jeder Litfaßsäule in Berlin hat gestanden, daß Irene von Jena zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden ist. In jeder Zeitung ist es zu lesen gewesen. Meinen Sie, der deutsche Volksgerichtshof plakatiert und veröffentlicht den Namen einer Frau, die bloß in meiner Phantasie existiert? Glauben Sie, die Deutschen tun mir den Gefallen, nur damit es wirklich so aussieht, als lebe diese Frau?"

„Vielleicht hatten die Deutschen Gründe dafür", sagte der Oberstleutnant. „Sie wollen sagen, die Jena existiert, und das Geld, das Ihnen für die Frau zugeleitet wurde, ist auch an sie ausgezahlt worden. Gut! Was sagen Sie dann dazu?"

Der Oberstleutnant reicht Sosnowski die Fotokopie der Ehrenerklärung für Fräulein von T., jene Erklärung, aus der hervorgeht, daß die Namen verschiedener Reichswehrsekretärinnen in Sosnowskis Helferliste gestanden haben, ohne daß die Frauen davon wußten.

„Ich kann Ihnen erklären, wie es dazu gekommen ist", sagt Sosnowski, nachdem er die Fotokopie gelesen hat. „In diesem Fall bin ich selbst ein Opfer der Frauen von Falkenhayn und von Natzmer geworden. Das war damals, als ich anfing, Kama-

Dokumente nach Warschau zu liefern. Die beiden Frauen haben mich reingelegt. Sie haben mir gesagt, sie hätten neue Helferinnen angeworben. Sie nannten unter anderem auch dieses Fräulein von T. Ich habe selbst erst in der Berliner Verhandlung gegen mich erfahren, daß Frau von Falkenhayn und Frau von Natzmer Sekretärinnen benannt hatten, die gar nicht für mich tätig waren. Sie haben es getan, nur um mehr Geld aus mir herauszuholen. Das alles ist im Prozeß zur Sprache gekommen und einwandfrei geklärt worden."

„Sicher ist es geklärt worden", sagt der Oberstleutnant. „Es ist geklärt worden, daß Fräulein von T. und alle die anderen unschuldig waren und nichts von allem wußten. Es ist aber nicht geklärt worden, Sosnowski, daß Sie ebenfalls von nichts wußten. Hier in der Ehrenerklärung steht, daß die Angeklagten — das waren Sie und Ihre Helferinnen — zugegeben hätten, die Namen der Mädchen in der Helferliste angeführt zu haben, um mehr Geld aus Warschau zu erhalten."

„Die Ehrenerklärung verallgemeinert! Aus dem Urteil gegen mich geht klar hervor, daß Frau von Falkenhayn und Frau von Natzmer allein auf den Trick verfallen sind und auch mich hintergangen haben."

„Sie sind sehr geschickt in Ihrer Verteidigung. Sie haben ja auch Training." — Der Vernehmungsoffizier mustert Sosnowski wie ein interessantes Studienobjekt. „Vielleicht steht sogar tatsächlich in dem Urteil gegen Sie, daß Sie bei dem Trick mit dem fingierten Namen selbst der Betrogene waren. Vielleicht steht das wirklich drin. Aber —"

„Was aber?" — Sosnowskis Stimme ist heiser. „Vielleicht steht es drin! Vielleicht steht es nicht drin! Vielleicht lüge ich, vielleicht auch nicht! Wollen Sie sagen, daß Sie mir auch nicht glauben würden, selbst wenn ich das deutsche Urteil vorlegen könnte?"

„Es ist durchaus möglich", sagt der Oberstleutnant gedehnt, „daß wir auch nach dem Studium des Urteils, wenn es vorläge, zu dem Schluß kommen würden, daß dieses Urteil nicht in allen Punkten zutreffend ist. Zu dieser Einstellung sind wir gekommen, Sosnowski, seit wir wissen, daß die Jena nicht existiert, aber doch im Urteil namentlich erwähnt ist. Es ist doch eigentlich klar, daß wir nun das Urteil recht skeptisch betrachten, nicht wahr? Wenn nun die Deutschen auf Ihre Tricks eingegangen sind, Sosnowski? Absichtlich eingegangen, meine ich? Wenn die Deutschen und Sie ein Abkommen getroffen haben? Man deckt Ihre Betrugsmanöver gegenüber dem polnischen Hauptstab, indem man diese Irene von Jena, die es gar nicht gibt, feierlich und mit allen Unehren ins Zuchthaus schickt. Man beläßt Ihnen also die makellose Heldenrolle des patriotischen, am Geld desinteressierten Spions — der dann ausgetauscht wird, der dann in seiner Heimat als Held begrüßt wird. — Der dann einen guten Posten im Hauptstab bekommt! Ein Spion, den die Deutschen zu so schwerer Strafe verurteilt haben und dessen Helferinnen hingerichtet worden sind — ein so guter Spion bekommt doch sicher in der Heimat einen leitenden Posten, nicht wahr? Einen Posten, auf dem er den Deutschen sehr nützlich sein könnte! Wie wäre es, Sosnowski, wenn das die Gedankengänge der Deutschen sind? Und auch Ihre Gedankengänge natürlich."

„Ich bin es leid, Herr Kamerad. Ich habe genug! Mit der blühenden Phantasie des Hauptstabes, Herr Kamerad, komme ich nicht mit." — Sosnowski sagt es matt und resignierend. Ihm ist anzusehen, daß er den anderen für wahnsinnig hält.

„Wir sind der Überzeugung, daß Sie von den Deutschen gekauft worden sind, Sosnowski", sagt der Oberstleutnant bestimmt. „Wir sind sicher, daß man Sie absichtlich zum Märtyrer gemacht hat, damit Sie nach dem Austausch hier mit um so größerer Gewißheit eine entsprechende Position im polnischen Geheimdienst zugewiesen bekommen und so erfolgreich für die Deutschen arbeiten können. Sie waren ein polnischer Spion, Sosnowski. Dann wurden Sie Doppelagent. Jetzt, Sosnowski, sind Sie ein deutscher Spion!"

*

Dieser Vernehmung folgen andere. Der Kampf zwischen dem Vernehmungsoffizier und Sosnowski zieht sich in die Länge. Die tatsächlichen Sünden wider das Vaterland, die Sosnowski begangen hat, stehen nur am Rande zur Debatte, regen weder den Verhörten noch den Vernehmenden auf. Verbrechen aber, die Sosnowski gar nicht begangen hat, phantastische Behauptungen, die ihren Ursprung in dem fast krankhaften Mißtrauen des Obersten Stefan Majer haben, werden immer wieder ins Feld geführt, werden Sosnowski vorgehalten von dem graugesichtigen Vernehmungsspezialisten, an dem die erregten Einwände des sich in diesen Dingen schuldlos fühlenden Sosnowski abprallen, während er, der Vernehmungsoffizier, seinerseits Sosnowski mit der entnervenden Monotonie seiner Anschuldigungen zu zermürben sucht.

Ende November 1937 reißt Sosnowski die Geduld. Er will raus aus der Villa am Stadtrand; er will endlich Klarheit über sein Schicksal haben; er will, daß man ihn entweder endlich laufen läßt oder aber ihm den Prozeß macht. Er schreibt einen Brief an Marschall Smigly-Rydz, den polnischen Staatschef, den Nachfolger Marschall Pilsudskis. Sosnowski stellt seinen Fall dar; er schildert, wie man ihn behandelt; er fordert eine Entscheidung.

Er besticht einen Wachsoldaten, der sich bereit erklärt, den Brief aus der Villa zu schmuggeln. Der Brief erreicht Smigly-Rydz.

Der Soldat Smigly-Rydz trifft, nachdem der den Brief gelesen hat, Maßnahmen, wie sie seiner soldatischen Erziehung entsprechen. Er befiehlt, Sosnowski sofort die Vergünstigung der Ehrenhaft zu entziehen und den Spion in das Militär-Untersuchungsgefängnis einzuliefern als Strafe dafür, daß der Offizier Sosnowski den vorgeschriebenen Dienstweg umgangen und direkt an ihn, den Marschall, geschrieben hat. Zudem, so erklärt Smigly-Rydz, sei es durch die Beförderung des Briefes erwiesen, daß die Ehrenhaft eine strenge Bewachung des Angeschuldigten nicht garantiere. Es bestehe Verdunklungsgefahr, denn Sosnowski könne genau so gut auch andere, unkontrollierbare Nachrichten an die Außenwelt gelangen lassen, wie er ja auch den Brief ihm, dem Marschall, habe zuschicken können, ohne daß es vom Hauptstab bemerkt worden sei.

Gleichzeitig aber ordnet Marschall Smigly-Rydz an, daß der Untersuchungshaft ein Ende zu bereiten und dem Angeklagten Sosnowski innerhalb von acht Tagen die Anklageschrift zuzustellen sei, andernfalls man eine längere Inhaftierung Sosnowskis nicht mehr rechtfertigen könne.

Der Befehl des Marschalls bringt den Hauptstab in Verlegenheit. Seit anderthalb Jahren ist Sosnowski in Polen in Haft. Seit anderthalb Jahren setzt man ihn unter Druck, will ihn zu einem Geständnis bringen, damit man es leicht habe im Prozeß. Man hat nicht allzuviel erreicht in der langen Zeit. Jetzt soll in acht Tagen die Anklageschrift aufgesetzt werden, für die man in langen Monaten noch nicht genügend Material herbeigeschafft hat. Der Hauptstab ist sicher, daß Sosnowski schuldig ist. Der Hauptstab ist jedoch gar nicht sicher, ob die Indizien dem Gericht genügen werden.

Der Befehl des Marschalls bewirkt, daß die gesamte routinemäßige Arbeit des Hauptstabes liegenbleibt. Alle verfügbaren Kräfte werden eingesetzt, um das in monatelanger Vernehmungsarbeit angefallene Aktenmaterial zu sichten, zu ordnen und zur Anklageschrift zu verarbeiten. In einer Woche entsteht ein dickleibiges, fünfhundert Seiten umfassendes Werk, die Anklage gegen Sosnowski, worin auch noch mit Fußnoten und Hinweisen Bezug genommen wird auf vier umfangreiche Aktenbände, in denen Tausende von Originaldokumenten, Vernehmungsprotokollen und Zeugenaussagen abgeheftet sind.

Anfang Dezember 1937 erhält Sosnowski die Anklageschrift. Er hofft auf den baldigen Beginn des Prozesses. Vorsitzender des Militärgerichtshofes, vor dem er sich verantworten soll, ist Oberstrichter Adam Gorecki. Beisitzer sind Oberst Misiag, Personalchef im Kriegsministerium, und Major Zaremba.

Die Mitglieder des Gerichtshofes stehen hilflos vor der verwirrenden, umfangreichen Anklage, deren an sich schon komplizierte Beschuldigungen durch die Hast der Niederschrift nicht an Klarheit gewonnen haben. Das Gericht sieht sich außerstande, die Anklage zu begreifen und sofort zu verhandeln. Selbst der in Spionagedingen geschulte Major Zaremba kapituliert vor der Fülle des Stoffes und der umständlichen, unklaren Darstellung. Das Gericht findet nach sorgfältigem Studium der Akten 105 Fragen, die offen bleiben, die geklärt werden müssen. Zwei sachverständige Gutachter werden hinzugezogen, Oberstleutnant Wilhelm Heinrich und Hauptmann George Niezbrzycki. Auch sie brauchen Wochen, um die Gedankengänge des Hauptstabes zu begreifen, die Anklageschrift durchzuarbeiten und die 105 Fragen des Gerichts recht und schlecht zu beantworten.

So kommt es, daß trotz des Befehls von Marschall Smigly-Rydz, den Fall Sosnowski beschleunigt zu erledigen, die Hauptverhandlung erst im März 1938 beginnt.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)





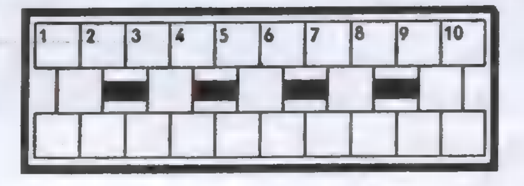
Kreuzworträtsel

W a a g e r e c h t : 1. schweizerischer Kurort, 4. Behälter, 7. geographischer Begriff, 8. Meeressäugetier, 10. südamerik. Hauptstadt, 11. moderner Tanz, 13. Wirbelsturm, 15. Fluß in Frankreich, 17. Urbarmachung von Waldland, 19. britische Insel, 20. Abkürzung einer großen deutschen Elektrizitätsgesellschaft, 21. Kurort in den Niederen Tauern, 23. Stadt im Wartheland, 25. männliche Nachkommen desselben Stammvaters, 28. Fluß in Schleswig-Holstein, 30. Schalk, Narr, 31. kleine schwed. Münze, 32. dem Winde abgewandte Schiffsseite, 33. südamerikan. Gebirge, 34. Nähutensil.

S e n k r e c h t : 1. Riese der griechischen Sage, 2. Kap, Vorgebirge, 3. Angehöriger eines tatarischen Volksstammes, 4. britischer Komponist (1857—1934), 5. feierliche Aussage vor Gericht, 6. französischer impressionistischer Bildhauer (1840—1917), 9. amerikanischer weiblicher Vorname, 11. Tonnengehalt eines Schiffes, 12. germanischer Heerführer und König (433—493), 13. Papstkrone, 14. altgriechisches Konzert- und Vortragsgebäude, 16. australischer Straußenvogel, 18. deutscher Opernkomponist (geb. 1901), 21. Mittelmeerinsel, 22. Vereinigung, 23. Himmelskörper, 24. Landerhebung im Meer, 26. Abschiedsgruß, 27. nach Höhe und Tiefe bestimmbarer Klang, 29. Gewässer.

Silbenband

Aus den Silben: bel — dach — di — e — fen — fi — fisch — fisch — ha — her — let — o — ra — rei — rei — rohr — sa — sche — schul — se — see — sen — topf — tu — wä sind die Wörter der untenstehenden Bedeutung zu bilden und jeweils von oben nach unten in die Felder der Figur einzutragen. Je zwei Wörter haben eine gemeinsame Mittelsilbe, die oben nur einmal aufgeführt ist. Bei richtiger Lösung der Aufgabe nennen die Mittelsilben, von links nach rechts gelesen, die Bezeichnung für einen Schiffsanlegeplatz. Bedeutung der Wörter: 1. Lesebuch, 2. Fischgericht, 3. Zeichenutensil, 4. Gewerbebetrieb, 5. Urlaubsfahrt zu Wasser, 6. Storchenvogel, 7. afrikanische Wüste, 8. scherzhafte Bezeichnung für Katzen, 9. Teil einer Feuerungsanlage, 10. türkische Anrede.



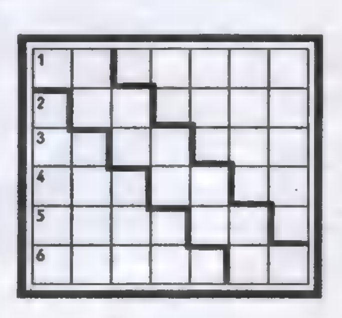
Aus drei mach' eins

Ar + Pult + Schere	= Teil des Radioapparates
Däne + Hirn + Zelle	= kaufmännischer Beruf
Helm + Kind + Muse	= Lehre von den Sternen
Man + Rom + Sohn	= versteinerte Seeschnecke
Elf + Rad + Zoll	= Stadt am Bodensee
Pest + Reh + Ricke	= kirchl. Bauwerk in Rom
Attika + Kamin + Silo	= Eingewöhnung, Anpassung
Berg + Lupe + Man	= Teil der Bergmannsausrüstung
Ern + Isa + Tula	= Erdteil
Leda + Neid + Ren	= europäischer Staat
Inn + Pisa + Trio	= Eingebung, Anregung
Kladde + Marne + Windel	= Erinnerungsstätte am Rhein
Ina + Nil + Ultimo	= festliche Beleuchtung

Durch Verschmelzen von jeweils drei der obenstehenden Wörter zu einem Begriff sind Wörter der danebenstehenden Bedeutung zu bilden. Bei richtiger Lösung des Rätsels ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Operettenkomponisten und den Titel eines seiner Werke.

Stufenrätsel

Aus den Buchstaben: a — a — a — b — c — e — e — e — e — e — e — e — e — f — f — h — h — i — i — i — i — k — k — l — l — l — m — m — m — n — n — p — r — r — r — r — r — s — s — s — t — t sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und waagerecht in die Felder der Figur einzutragen. Bei richtiger Lösung der Aufgabe ergeben die in den umrahmten Feldern stehenden Buchstaben, von links oben nach rechts unten gelesen, ein Nachrichtengerät. Bedeutung der Wörter: 1. Gärungsstoff, 2. Stadt in Holland, 3. Achtung, Ehrfurcht, 4. brasilianische Währungseinheit, 5. Flüssigkeitsbehälter, 6. Innendurchmesser von Röhren.



Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 1

Kreuzworträtsel: W a a g e r e c h t : 1. Sonne, 4. Isaak, 7. Lid, 8. Ney, 10. Linde, 12. Lee, 14. Kar, 15. Poe, 16. Ernst, 18. Arosa, 20. Arena, 23. Amati, 26. Hel, 27. Luv, 28. Los, 29. Alwin, 31. Ire, 32. Sol, 33. Notar, 34. Otter. — S e n k r e c h t : 1. Spule, 2. Nil, 3. Edikt, 4. Indra, 5. See, 6. Korea, 9. Ger, 11. Eos, 13. Enkel, 15. Pokal, 17. Sen, 19. Rom, 20. Ahorn, 21. Reh, 22. Aller, 23. Aviso, 24. Tor, 25. Isker, 29. Ara, 30. Not.

Magisches Quadrat: 1. Paris, 2. Alibi, 3. Riese, 4. Ibsen, 5. Siena.

Zerlegerätsel: Folgende Wörter müssen gebildet werden: 1. Dieb, 2. Dorf, 3. Grog, 4. Mars, 5. Tuba, 6. Vater, 7. Gischt, 8. Walzer, 9. Wunder.

Silbenrätsel: 1. Dinosaurier, 2. Identität, 3. Estomihi, 4. Lissabon, 5. Engerling, 6. Uriel, 7. Tantalus, 8. Elektra, 9. Diwan, 10. Immortellen, 11. Emanzipation, 12. Nandu, 13. Iserlohn, 14. Eduard, 15. Meteor, 16. Annullierung, 17. Liebesapfel, 18. Sibelius, 19. Zuaven, 20. Echolot, 21. Intendant; die ersten Buchstaben von oben und die dritten Buchstaben von unten gelesen ergeben: „Die Leute, die niemals Zeit haben, tuen am wenigsten."

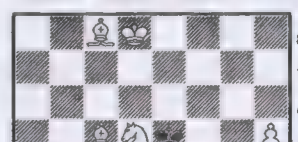
SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

Problem Nr. 101

Gh. Gasmann

Deutsche Schachrundschau Caissa





Matt in 2 Zügen

Weiß: Kd8, Ta4, Th4, Lc5, Lc8, Sd5, Se3, Bf2, h5 (9 Steine)

Schwarz: Ke5, Da1, Tc1, Lc4 (4 Steine)

Zwingender Opferangriff!

Partie Nr. 252

Damenindisch, gespielt um die Meisterschaft von Nordrhein-Westfalen, Bad Salzuflen 1954

Weiß: Wielgos (Bottrop)

Schwarz: Soennecken (Hohenlimburg)

1. d2—d4 Sg8—f6 2. c2—c4 b7—b6 3. Sb1—c3 Lc8—b7 4. f2—f3 d7—d5 5. c4×d5 Sf6×d5 6. e2—e4 Sd5×c3 7. b2×c3 e7—e6 8. Lf1—b5+ c7—c6 9. Lb5—c4 Lf8—e7 10. Sg1—e2 (Angesichts des gewaltigen weißen Bauernzentrums muß man die weiße Partieanlage schon jetzt als klar überlegen anerkennen.) 10. ... Sb8—d7 11. 0—0 Dd8—c7 12. Lc1—e3 c6—c5 13. Dd1—b3 Le7—d6 (Ein Zeitverlust, den die schwarze Stellung bereits nicht mehr verträgt. Rochade sollte geschehen.) 14. Kg1—h1 (Fein pariert, 14. ... L×h2 wurde [redacted] wegen 15. [redacted] eine Figur kosten.) 14. ... 0—0—0 15. a2—a4 a7—a6 16. Tf1—b1 Kc8—b8 17. e4—e5 Ld6—e7 18. a4—a5 b6—b5 19. Lc4×b5 (Der Beginn einer Opferkombination, welche tadellos berechnet ist und die Schwächen der schwarzen Königsstellung überzeugend aufdeckt.) 19. ... a6×b5 20. Db3×b5 Kb8—a7 (Auf 20. ... Ka8 hätte dem Anziehenden eine problemartige Wendung zur Verfügung gestanden. Z. B. 21. d×c5 Tb8 22. a6 Lc6 23. Db7+!! nebst Matt im nächsten Zuge.) 21. d4×c5 Lb7—c6 22. Db5—b6+ (Eine der überraschenden Pointen der weißen Angriffsführung.) 22. ... Dc7×b6 (Nicht besser war 22. ... S×b6 wegen 23. a×b6+ Kb8 24. b×c7+ K×c7 25. Ta7+.) 23. a5×b6+ Ka7—b8 24. Se2—d4 Td8—c8 25. b6—b7 Lc6×b7 26. c5—c6 Tc8—c7 27. c6×b7 Tc7×b7 28. Sd4—c6+ Kb8—c7 29. Tb1×b7+ Kc7×b7 30. Sc6×e7 Schwarz gibt auf.

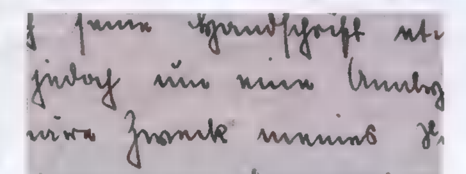
Eine vorzügliche Leistung des Siegers!



Schriftprobe und Schriftanalyse von

A. K., weiblich, ohne Altersangabe

Die Schrift deutet auf den Willen zu einer gefestigten, charaktervollen Lebensführung, auf das Verlangen nach Verständigkeit, Klarheit und Sicherheit und auf eine Abneigung gegen die Haltlosigkeit und Veränderlichkeit des allein von Trieben und Gefühlen bestimmten Menschen. Gern möchte die Schreiberin bei ihrer Umwelt einen guten, beherrschten, kultivierten Eindruck machen, und sie vermag auch ihre Gefühle gut zu beherrschen und sich zu



etwas zu zwingen, wenn es sein muß. Somit darf man auch im Durchhalten von Vorsätzen auf Zuverlässigkeit rechnen, ebenfalls hinsichtlich Beständigkeit und Treue. Ebenso ist die Stimmung recht beständig. Neben allen Gefühlen steht bei der Schreiberin gleichzeitig der Verstand, darauf bedacht, sich keine Blöße [redacted] geben, und jede triebhafte Handlung spielt sich ab unter Beteiligung des Bewußtseins, weshalb die Schreiberin wohl einer tieferen Liebe, aber keiner mitreißenden, temperamentvollen Hingabe fähig sein wird. Sie ist bestrebt, [redacted] allen Dingen der Innen- und Außenwelt eine bewußtseinsmäßig klare und objektive Einstellung zu erlangen. Auf Ordnung, Sauberkeit und Schönheit legt sie Wert. Schroffen und Härten sind nicht gegeben; vielmehr ist die Schreiberin recht anpassungsfähig und einfühlsam.

— Hier ausschneiden! —

Wenn Sie mit einer Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe [redacted] Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie [redacted] mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 55/2



GEWINNE MIT *Kessi*

Kessi-Preisfrage Nr. 12: Welche Sendung des Fernsehprogramms sieht Kessi? Überlegen Sie diesmal recht gut

Bedingungen:

1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern.

2. [illegible] Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an den Stern, Hamburg 1, Curienstr. 1. Fügen Sie den Vermerk „Kessi-[illegible] Nr. 12" hinzu. Nicht oder [illegible] Einsendungen gehen zurück.

3. [illegible] für das 12. [illegible] ist der [illegible] Januar 195[illegible]. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.

4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen [illegible].

[illegible] weniger [illegible] Lösungen ein, als Preise [illegible] sind, so werden die nicht vergebenen Preise in der darauffolgenden Woche mit verteilt.

5. Das Preisgericht wird von der [illegible] und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1000,– DM PREISE

1. Preis ...... DM [illegible],— bar · 3. Preis ...... DM 50,— bar
2. Preis ...... DM 100,— bar · 4.–100. Preis je ein Stern-Buch

ERGEBNIS DES KESSI-PREISAUSSCHREIBENS 69

Kessis Weihnachtsmann unterscheidet sich von den anderen durch seinen kurzgehaltenen Backenbart, den sogenannten Koteletten. Das Ergebnis lautet: „Acht Pakete". Über die Verteilung der Preise unter den Einsendern der richtigen Lösung entschied das Los.

Der Hauptgewinn nach Hamburg

1. Preis DM 250,—: B. Winkelhagen, Hamburg
2. Preis DM 100,—: Gerhard Kiel, Hemmenstedt
3. Preis DM 50,—: Elisabeth Jäger, Kassel-B.

Die Gewinner der Preise 4—100 erhalten je 1 Stern-Buch, das zugestellt wird.

Leserbriefe

Teuer, aber wertlos

In Ihrem Bericht 08/56 haben Sie versäumt zu sagen, daß die neue deutsche Armee zwar sehr viel kosten, aber kaum Gefechtswert haben wird. Die kurzen Uniformjacken sind unpraktisch, weil dadurch Nierenerkrankungen entstehen. Der amerikanische Stahlhelm schützt vor allem den Nakken gar nicht und das Gesicht nur unvollkommen. Schnellfeuergewehre sind sinnlos, weil es nicht darauf ankommt, viel zu schießen, sondern zu treffen. Im Koreakrieg brauchten die Amerikaner 50 000 Schuß Infanteriemunition, um einen Gegner zu töten.

Göttingen · **Günther Meinhardt**

Als Nachtgeschirr geeignet

In Bonn scheint man zu glauben, auf Tradition und Disziplin verzichten zu können. Selbst die Machthaber in Pankow haben aber erkannt, wie wichtig die Tradition als psychologisches Phänomen ist und deshalb die feldgraue Uniform der Wehrmacht bis ins kleinste für ihre Vopos kopiert. Sogar die Gardelitzen fehlen nicht. Die Dienststelle Blank dagegen hat einen häßlichen Overall geplant und aus dem deutschen Soldaten ein Mittelding zwischen Tankstellenwärter und Kanalräumer gemacht. Mag der neue Helm sich auch als Kochtopf, Waschschüssel und meinetwegen auch als Nachtgeschirr ungemein praktisch erweisen, es ist eine Schande, ihn dem formschönen Stahlhelm vorzuziehen, der in zwei Kriegen zum Symbol deutschen Soldatentums geworden ist. Nach Ihren Abbildungen sind auch statt der alten schneidigen Uniform der deutschen Marine (die von der ostzonalen Marine aus den schon erwähnten psychologischen Gründen beibehalten wurde) häßliche Kittel mit lächerlichen kleinen Tellermützen vorgesehen, wie sie bislang nur in deutschen Zuchthäusern getragen wurden.

Bremen-Neustadt · **Bernd Krüger**

Ämter und Behörden

Ich möchte Ihnen für die sachlichen und freimütigen Darstellungen über Mißstände und Übergriffe bei den Ämtern und Behörden danken. Den meist hilflosen Bürgern werden Schwierigkeiten bereitet, die oft gar nicht vorhanden sind und den Eindruck erwecken, daß es sich nur um Engherzigkeit oder Unfähigkeit der betreffenden Sachbearbeiter handelt.

In diesem Zustand der Hilflosigkeit sind Ihre Veröffentlichungen ein großer Lichtblick. Man hat die Hoffnung, daß durch immer wiederholte Anprangerung von Übergriffen und verblödeter Auslegungen bestehender Vorschriften seitens der Amtsstellen die Öffentlichkeit aufgerüttelt wird, die Behörden zur Abstellung der Mißstände zu veranlassen.

Berlin · **Fritz Appel**

Polizei, dein Freund und Hehler

Als man noch in Nordrhein-Westfalen nach den Autoräubern suchte (wo sind die eigentlich abgeblieben?), da schossen Polizisten auf harmlose Autofahrer. Das mag ein erklärbares, wenn auch nicht entschuldbares Versehen sein. Aber was kann man noch zugunsten der Münchner Ordnungshüter anführen, die neuerdings (Stern Heft 1) bei Einbrüchen Schmiere stehen? Und wer übernimmt die Verantwortung, wenn ein Überfallener sich wehrt und der polizeilich verführte Verbrecher zur Pistole greift? Wir dachten bisher, daß die Polizei zum Schutze der Bürger und nicht zur Anleitung von Verbrechern da ist.

München · **Alfred Weber**

DER STAR-KASTEN

Lampenfieber? Hans Albers, 63, sieht es nicht gern, wenn die Premieren seiner Filme beginnen, bevor er in der Loge Platz genommen hat. Auch bei der Uraufführung „Auf der Reeperbahn nachts um halb eins" in Hamburg mußte das Publikum 30 Minuten auf ihn warten. Am Schluß erschien er neben den anderen Hauptdarstellern auf der Bühne, unterbrach die wackeren Akkordeonspieler und sprach ins Mikrofon: „Meine Herrschaften, ich glaube, wir machen Schluß mit der Musik ‚Auf der Reeperbahn nachts um halb eins'." Und zu den Musikern gewandt: „So, Jungs, und nun spielt mal richtig!" Damit verdrückte er sich von der Bühne und überließ es den Besuchern zu erraten, was das nun wohl soll.

Kollektion. Die italienische Filmschauspielerin Sophia Loren, 20, hatte den Wunsch geäußert, ein paar amerikanische Männer kennenzulernen. Davon hörte Oberst Williams, Kommandant des US-Versorgungshafens Livorno. Er schrieb Sophia: „Kommen Sie her, liebes Fräulein. Wir sind hier 3000 Mann stark. Ich kann Ihnen einen freundlichen Empfang garantieren. Zwar weiß ich nicht, was Sie suchen, aber Sie finden eine schöne Kollektion aller Typen, Temperamente und Akzente. Irgend etwas Passendes wird schon für Sie dabei sein."

*

Ausgleichsport. Alfred Braun, Intendant des weithin unhörbaren Senders „Freies Berlin", will eine verzwickte Ehegeschichte verfilmen. Titel: „Bis daß der Tod Euch scheidet."

*

Respekt. Alan Ladd („Hölle unter Null") hat eine 22jährige Tochter namens Carol-Lee, die der junge Schauspieler Richard Anderson zu heiraten begehrt. Anfangs war Alan dagegen, weil er befürchtete, der zukünftige Schwiegersohn wolle nur durch ihn Karriere machen. Als der junge Mann allerdings seine Verträge für die 18 Filme aus der Tasche holte, in denen er bereits gespielt hatte, zog ihn Papa Ladd gerührt an seine Brust.

*

O selig, ein Kind noch zu sein. Der kleine Oliver Grimm muß in seinem neuen Film „Wenn der Vater mit dem Sohne" seinem verwitweten Papa eine Frau und sich eine Mama suchen. In „Moselfahrt aus Liebeskummer" hingegen hatte er die dankenswerte Aufgabe, für seine verwitwete Mama einen Mann und sich einen Papa aufzutreiben.

*

Wiedergeburt. „Sollte ich Gelegenheit haben, ein zweites Mal geboren zu werden, dann möchte ich als Japaner auf die Welt kommen." — Zu dieser Feststellung gelangte Herbert Hübner, der in dem Film „Der Fall Dr. Sorge" eine Hauptrolle spielt und kürzlich von den Außenaufnahmen aus Japan zurückkam. Die Ruhe und Beschaulichkeit des dortigen Lebens haben ihm so imponiert. Hübner dreht jetzt in Berlin „Ein Mann vergißt die Liebe". Das ist sein 100. Film.

*

Nies-appeal. Dominique Wilms, in Belgien gebürtig, Mannequin, Schönheitskönigin und neuerdings beim Film, stand verschnupft und mit roter Nase vor der Kamera, um Probeaufnahmen zu machen. Regisseur Bernard Borderie war außer sich und schrie die leichtbekleidete Dominique an, sie solle sich nach Drehschluß einer Gewaltkur unterziehen, um den Schnupfen auszukurieren. Als er abends die Musterstreifen gesehen hatte, raste er begeistert ans Telefon und schrie Dominique ein zweites Mal an: „Bleiben Sie erkältet, das gibt Ihnen das gewisse Etwas!"

Sternschnuppen

MILCHMÄDCHEN. Im Zeichen der von Mendès-France gestarteten Anti-Alkohol-Kampagne erklomm das Pariser Nachtlokal „Boeuf sur le toit" den Gipfel der Milchpropaganda: Vier Kühe werden von vier hübschen Pariserinnen im Barraum gemolken und das gesunde Getränk an die Gäste kuhwarm ausgeschenkt — wenn's sein muß, mit Alkoholzusatz.

■

MIT SPECK FÄNGT MAN MÄUSE. In der schwedischen Stadt Vaxjö fand in einem Vortragssaal ein Kursus über Verkehrserziehung statt. Während drinnen 500 Personen einem Polizisten zuhörten, wie man Strafe durch richtiges Befolgen der Vorschriften vermeiden kann, klebten draußen seine Kollegen Strafzettel an 40 Autos, die von Kursteilnehmern falsch geparkt waren.



„Ihr Motor ist nicht in Ordnung! Sie haben wieder 2 PS verloren!"

LEISER DIE GLOCKEN NIE KLINGEN. Als Beitrag zum „Ruhe"-Feldzug der Pariser Polizei hat der Erzbischof von Paris, Kardinal Feltin, die Geistlichen seiner Diözese angewiesen, die Glocken so leise und so spät wie möglich am Morgen läuten zu lassen. Der Chef der Pariser Polizei, der bereits das Hupverbot für Autos in Paris eingeführt hat, zeigte sich über diese klerikale Hilfsstellung hocherfreut.

■

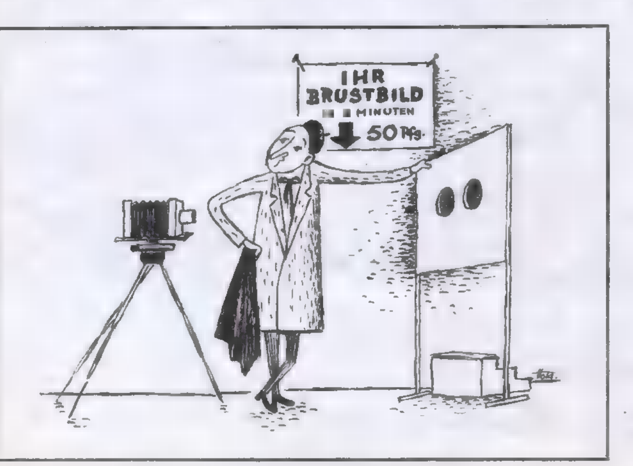
GEBURTENREGELUNG. Das Standesamt in Reichenberg/Nb. gab durch Anschlag bekannt: „Für Geburten sind Wochentage, Dienstag und Freitag, morgens 9—12 Uhr, festgesetzt. Der Standesbeamte."

■

GEHEIM-DIÄT. Zur „Miß Gesundheit" erkoren amerikanische Ärzte die 23jährige Barbara Ann Dorsay. Sie hat keine Kinderkrankheiten gehabt, ist nie erkältet gewesen, kennt keine Kopfschmerzen, hört und sieht tadellos und hat auch sonst keinen körperlichen Fehler. Sie lebt Diät und badet zweimal am Tag. Nach ihrer Wahl verriet Barbara, daß zu ihrer Diät täglich 20 Zigaretten und einige Gläser Bier gehören.

■

DAS AUGE DES GESETZES. Um festzustellen, wieviel man in Karlsruhe noch von Carl Benz, dem dort geborenen Erfinder des Kraftwagens, wisse, fragte ein Motorsportler im 8. Karlsruher Polizeirevier nach dem Geburtshaus des berühmten Mannes. Man verwies ihn nach Ladenburg oder Pfaffenrot, irgendwo in der Umgebung. Aus einer Gedenktafel, direkt neben dem Schild der Polizeiwache, geht aber hervor, daß der berühmte Carl Benz in eben diesem Hause geboren worden sei.



*

OHNE AUTO MOBIL zeigte sich die Gemeinde von Hansfeld in Hessen. Der Ortsvorsteher beantwortete eine Aufforderung, die Gemeindestraße unverzüglich ausbessern zu lassen, da sie für Autofahrer lebensgefährlich sei, schlicht: Da niemand bei uns ein Auto fährt und in absehbarer Zeit auch niemand eins besitzen wird, teile ich mit, daß die Gemeinde für überflüssige Arbeiten kein Geld hat.

■

„ÜBER"FLÜSSIG. Autodiebe stahlen in Hannover einen frischgetankten Wagen und ließen dafür ein altersschwaches Vehikel und — eingeschlossen — ihre Freundin zurück.

*

ANGEBISSEN — ANGESCH . . . Einen „Verein für deutsche Schäferstunde e. V." findet der suchende Junggeselle im Einwohneradreßbuch der Stadt Düren, Seite 13. Gemeint ist leider nur die Dürener Ortsgruppe des „Vereins für deutsche Schäferhunde e. V."

*

ZEIGT HER EURE HÖSCHEN . . . Unter der Überschrift „Zeigt bei der Sichtwerbung die Erfolge unseres Aufbaues!" veröffentlicht die „Volksstimme" in Chemnitz (jetzt Karl-Marx-Stadt) einen Leserbrief: „Künftig sollte Herrenunterwäsche dezente Streifen erhalten oder in zartem Grün mit dunklen Pünktchen gehalten sein", schrieb Frau Jakobartelt. „Das macht unsere Herrenwelt im Negligé interessanter."

■

SELBSTERKENNTNIS. Die australische Hausfrauenvereinigung hat eine Eingabe an das Parlament gerichtet und es aufgefordert, aus dem Eheschließungsgelübde den Satz: „ihn zu lieben und zu ehren in guten und schlechten Tagen" zu streichen, da das unmöglich sei.

■

. . . FÄLLT SELBST HINEIN. Mr. Elmer Ponto aus New Jersey bekam von seiner Finanzbehörde 675 Dollar Belohnung, weil er ein System zur schnellen Errechnung der Steuern erfunden hatte, die dazu führte, daß sich das Steuereinkommen um 95 100 Dollar erhöht hatte. Jetzt erhielt er von der gleichen Behörde einen Strafbescheid von 75 Dollar, weil er vergessen hatte, die Belohnung zu versteuern. Man hatte dieses Versehen durch seine eigene Methode aufgedeckt.



Kalte Füße

■

BABEL DES NORDENS. Skandinavische Reisebüros preisen Hamburg folgendermaßen an: „Wollen Sie vor einer Kapelle Ihre Lieblingslieder dirigieren? Wollen Sie Pferde Bier trinken sehen? Wollen Sie sich mal richtig amüsieren? Dann besuchen Sie Hamburg, die sündigste Stadt Europas!"

Mendès-France wählte den Nachtexpress

(FORTSETZUNG VON SEITE 3)

und zwar an den Teil des Knotens, der in die Schlinge führt, dann mußte [redacted] die Schnur hinunterwerfen, und wenn man unten war, konnte man mit Hilfe dieser Schnur den Knoten wieder aufziehen.

Ich versuchte es, es klappte großartig.

Die Zeit war da, ich mußte beginnen, das Fenstergitter durchzusägen.

Der erste Abend war eine Katastrophe. Das Gitter war aus Stahl. Sobald ich die Säge ansetzte, klang es wie eine Violinsaite durch die Stille der Nacht. Ich machte mir Seifenwasser und versuchte so, das Geräusch zu dämpfen. Es war völlig zwecklos.

Meine Wächter lösten das Problem. Ohne es zu wissen. Sie schnarchten hörbar im Nachbarraum. Ich versuchte, das Geräusch der Säge auf die Schnarchtöne abzustimmen. Bei jedem Schnarchton sägte ich. Während der folgenden Stille wartete ich regungslos. Diese Methode zwang mich, langsam zu sägen. Aber ich hatte gute Erfolge. Nicht nur der Schnarcher hörte nichts, er machte es auch seinen Kameraden unmöglich, zuzuhören.

Da, eines Tages, während ich zur Toilette ging, sah ich einen Wärter, der mit einem Handwerker von Zelle zu Zelle ging und alle Fenster im zweiten Stock überprüfte. Eins nach dem andern. Ich war entsetzt. In rasender Eile überlegte ich: Wenn ich den Handwerker fassen könnte, ohne den Wächter, so müßte ich versuchen, sein Schweigen zu erkaufen. Es wäre gewagt, aber [redacted] schien mir meine einzige Chance.

Ich zog eine 1000-Franknote aus einem Versteck in meiner Mütze und wartete. Eine Viertelstunde verging . . . eine Stunde. Niemand kam. Ich klopfte wieder an meine Tür, um noch einmal zur Toilette zu gehen und nachzusehen, was draußen passiert war. Zu meinem Erstaunen waren Handwerker und Wärter verschwunden. Niemals habe ich erfahren, warum sie gerade meine Zelle ausließen.

Aber es schien, als ob ich nur gerettet war, um vernichtet zu werden. Am 4. Juni geschah etwas, daß alle meine Pläne vernichtete: Die Zivilbehörden verlangten, daß ich in das Militärgefängnis zurückgeschickt würde.

Am selben Tage kam ich in das Gefängnis zurück. Als ich die normale medizinische Inspektion passierte, empfing mich der Gefängnisarzt überrascht mit der Bemerkung; daß ich eigentlich ins Lazarett gehöre. Am 15. Juni erfolgte die zweite medizinische Inspektion. Statt des mir schon bekannten Arztes untersuchte mich ein junger Doktor. Es dauerte endlos. Zum Schluß erklärte er: „Ihre Leber ist gar nicht in Ordnung. Ehe Sie aus diesem Gefängnis fortgeschickt werden, um sechs Jahre in einer viel härteren Haft zu verbringen, müssen Sie in einem viel besseren Zustand sein als heute. Sie gehen zurück ins Lazarett."

Am nächsten Tage verließ ich das Gefängnis. Zum letzten Male. Damals glückte es mir, meine Lebensmittelkarte in die Hand zu bekommen. Ich bot mich an, die Karte zum Lazarett mitzunehmen. Ich nahm sie mit, aber ich habe sie niemals abgeliefert.

Man steckte mich in dieselbe Zelle.

Normalerweise bin ich glattrasiert. Nach meiner Verurteilung gab ich jedoch vor, völlig gebrochen zu sein und jedes Interesse an meiner äußeren Erscheinung verloren zu haben. Ich rasierte mich nur gelegentlich. Bald wunderte sich niemand mehr, mich mit einem acht bis zehn Tage alten Bart zu sehen. Bis zum Fluchttag wollte ich einen zehn Tage alten Bart haben. Im letzten Augenblick vor der Flucht wollte ich mich rasieren und nur einen Schnurrbart stehen lassen.

Plötzlich aber ging alles schief.

Ein anderer Patient, ein Mann namens Douhet, zog am 21. Juni in meine Zelle.

Trotzdem entschloß ich mich, in dieser Nacht die Flucht zu versuchen. Noch einmal 9 Uhr 30. Die Wache schloß sich ein. 9 Uhr 45 kam die Krankenschwester auf ihrer Runde.

Noch 15 Minuten. Ich zerriß mein Bettzeug und verknotete ein Bettuch und zwei Decken. Dann umwickelte ich meine Schuhe mit Stoffstreifen — das Lesen von Kriminalromanen ist doch keine reine Zeitverschwendung — und setzte mich aufs Bett.



Am Hochzeitstage, *dem 26. Dezember 1933,* [redacted] *Mendès-France 28 Jahre alt. Seine charmante und vermögende Braut Liliane kam* [redacted] *Ägypten. Das Steckenpferd des Ehemannes ist die Politik. Madame malt und hat schon verschiedene Kunstausstellungen mit Erfolg beschickt. Ihre Söhne sind 19 und 17*

sammelte ich meinen wenigen Besitz zusammen, während Douhet neugierig zusah.

Die Abendbrotzeit kam heran. Ich zwang mich zum Essen. Wer konnte wissen, wann und wo ich die nächste Mahlzeit bekommen würde.

Die Minuten schleppten sich endlos dahin. Douhet, der eingeschlummert war, wachte auf, und wir plauderten eine Weile. Er bat um drei Tabletten Aspirin in Wasser, damit er schlafen könne. Ich gab ihm vier, und er war bald eingeschlafen. Ich hatte mir Sorgen gemacht, daß man ihn für mein Entkommen verantwortlich machen würde. Aber ich entschloß mich, ihm nichts zu sagen.

Es war der 21. Juni, die kürzeste Nacht des Jahres. Außerdem hatte man die Uhren um eine Stunde zurückgestellt. So war [redacted] um 10 Uhr 45 noch völlig hell.

Vielleicht ging ich in eine Falle, denn gewisse Umstände schienen zu günstig. Die Krankenschwester hatte ihre Runde ungewöhnlich früh gemacht. Die Wache war seltsam ruhig.

Irgendwo schlug eine Uhr 10.30. Zehn Minuten vergingen. Jetzt oder nie. Wenn heute Gefahr bestand, so würde sie am nächsten Tage sicherlich nicht geringer sein. Ich warf einen letzten Blick auf den schlummernden Douhet. Alles war zur Hand: der kleine Koffer in meinem Mantel eingeschlagen, die verknoteten Bettücher, die Stricke. Ich ergriff das Eisengitter und riß es hoch. Es hielt einen Augenblick und gab dann nach. In der Mitte des Fensters gähnte ein Loch zur Freiheit. Ich hing meinen Koffer an den Strick und ließ ihn sanft zur Erde. Dann band ich die Bettücher an das Fenstersims, knüpfte den Strick an den Knoten und kroch durch das Fenster. Der Strick aus Bettüchern war zu kurz, aber ich brauchte mich nicht weit fallen zu lassen. Ich ließ los und fiel . . . auf meinen Koffer. Mit lautem „Bang". Mein Herz hämmerte. Aber sonst regte sich nichts.

Ich riß an der Schnur, die ich um den Knoten in dem Bettuch geschlungen hatte. Alles funktionierte tadellos: das Bettuch fiel herab. Schnell sammelte ich es auf und versteckte es unter einem Kohlenhaufen. Dann nahm ich den Koffer — noch immer mit der darangeknüpften Schnur — und kletterte die Leiter hoch. Nichts regte sich. Als ich den Gang erreicht hatte, setzte ich den Koffer ab, knotete das freie Ende der Kofferschnur um mein Handgelenk und begann die Mauer zu erklettern. Meine Füße und Hände fanden vertraute Lücken, so eingehend hatte ich wochenlang die Wand betrachtet.

Ich war oben.

Schnell zog ich den Koffer nach. Dann kroch ich zu der Stelle, wo die Mauer niedrig war. Noch einmal: Halt. Jemand kam die Straße herauf. Vorbei. Ein zweiter folgte . . . [redacted] hielt plötzlich an, gerade unter mir, um eine Zigarette anzuzünden. Dann verschwand auch er.

Ich kroch zu der Stelle, wo die Mauer abgebröckelt war und erstarrte.

Ein Wispern kam aus dem Dunkel unter einem Baum. Nur wenige Meter von mir entfernt. Ich starrte in die Nacht. Es waren zwei Menschen: ein junger Mann mit seinem Mädchen. Sie machten Pläne für den Abend. Er hatte ganz bestimmte Vorstellungen; aber sie zögerte. Die Unterhaltung ging fort und fort, während ich innerlich fluchte. Ich war sicher, daß man mich — so, wie ich da oben auf der Mauer hockte — vom Gefängnishof aus sehen konnte. Die Minuten krochen dahin. Ich zog einen Fuß unter mich, damit man die darumgewickelten weißen Lappen nicht erkennen konnte. Bald bekam ich einen Krampf. Unten drängte der junge Mann, das Mädchen widerstand. Doch endlich sagte sie: ja. Ich segnete sie — und tue es heute noch — ganz sicher wünschte ich ihre Zustimmung nicht weniger leidenschaftlich als ihr Liebster.

Sie gingen. Die Straße lag verlassen da. — War sie es wirklich? Auf der anderen Seite hob sich ein Schatten ab. Sekunden verstrichen. Der Schatten blieb regungslos. Ich begann hinunterzuklettern. Wenn es ein Polizist war, so war es ohnehin zu spät umzukehren.

Ich stützte mich mit den Händen fest auf die Mauer, beugte meine Knie, um den Sprung zu dämpfen — und ließ mich fallen. Alles ging glatt. Ich riß an der Schnur und holte den Koffer nach. Auf der anderen Straßenseite war immer noch der Schatten. Ich straffte meine Schultern und ging gerade auf ihn zu. Wenn ich beobachtet wurde, so machte ich dem besser sofort ein Ende.

Es war ein Strauch.

Ich war frei.

Danach waren alle meine Probleme nur gering. Ich hatte noch etwas Zeit bis zur Abfahrt meines Zuges. So hielt ich mich vorsichtig vom Bahnhof entfernt und hinterließ ein paar Indizien, um die Verfolger abzuschütteln, zum Beispiel ein Messer, das ich beim Abendessen entwendet hatte. In einem Café fand ich einen Kellner, der bereit war, am nächsten Tage ein paar Briefe für mich abzuschicken. Ich erklärte ihm, mir wären die Briefmarken ausgegangen. Später erfuhr ich, daß die Polizei, die diese Briefe abfing, annahm, ich müßte mich in der Stadt versteckt haben, da die Briefe erst mehrere Stunden nach meinem Entkommen aufgegeben wurden. Am Bahnhof führten ein paar Polizisten eine routinemäßige Überprüfung der Fahrgäste durch. Ich kannte einen der Polizisten und wußte, daß auch er mich erkennen würde. Die Fahrkarte in der Hand, meine Mütze tief im Gesicht, eine Tabakspfeife zum Mund erhoben — so marschierte ich an den Polizisten vorbei.

Nach 250 km im verdunkelten Abteil war ich in Grenoble. Die erste Etappe war geschafft. Die gefährlichste Etappe der Reise, die mich schließlich nach London zu den Streitkräften de Gaulles brachte."



An der Seite de Gaulles *betrat Mendès-France 1944 wieder französischen Boden. Er war nach seiner Flucht au*[redacted] *dem Gefängnis über Grenoble nach London gelangt und wurde Staatskommissar für Finanzen in Algier und im Mai 1944 Wirtschaftsminister in dem Kriegskabinett des langen Generals*



Leutnant, *Beobachter in einem Bombergeschwader, und zugleich Deputierter der Pariser Nationalversammlung war Mendès-France bis zum Zusammenbruch Frankreichs. Er flüchtete 1940 nach Marokko, aber die Vichy-Regierung ließ ihn als „Fahnenflüchtigen" verhaften. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn zu sechs Jahren Gefängnis und Degradierung. 1941 entkam er über die Gefängnismauer*

„Ihre Schönheit ist unser Kapital", sagte der Major . . .

(FORTSETZUNG VON SEITE 6)

Im Halbrund der offenen Halle wartet bereits die Maschine. Es ist das amerikanische Kurierflugzeug nach Frankfurt am Main. Als der schwarze Chrysler vor der Gangway stoppt, blicken die Monteure interessiert auf, und als sich der Wagenschlag öffnet und das junge Mädchen über die Treppe klettert, nicken sie sich zu. Denn Fräulein Irmgard Margarete Schmidt, die als Sowjetspionin mit dem Decknamen Stefania von den Amerikanern in Berlin zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden ist und nun ins Landsberger Gefängnis transportiert wird, ist eine schöne junge Frau.

Auch die Passagiere der Kuriermaschine — amerikanische Soldaten, die in Urlaub wollen, und Militärbeamte auf Dienstreise — drehen sich nach ihr um, als sie sich mit zitternden Händen in ihrem Sitz festschnallt. Aber sie blickt aus dem Kabinenfenster. Regenschnüre perlen von außen über das Glas. Irmgard wischt sich über die Augen.

Die Motoren donnern auf, Berlin sinkt unter der Maschine weg und verliert sich im nebligen Dunst. Und dann sind sie über der Sowjetzone. In 3000 Meter Höhe fliegt die Maschine darüber hinweg. Manchmal reißt die Wolkendecke auf. Felder, Dörfer und Straßen erwecken die Erinnerung an ein friedliches Leben. Einmal ballen sich die Häuser zu einer Stadt zusammen, und Irmgard möchte glauben, daß es Halle sei, die Stadt, in der sie begann.

*

Halle, Februar 1952. Sie sitzen um den Tisch im Speisezimmer. Das Radio dudelt ein FDJ-Marschlied.

„Es ist zum Verrücktwerden", sagt Otto Bauzke. Er sieht die anderen an, steht auf und dreht das Radio ab. „Es wird anders", sagt Günther Brettschneider, ein Kommilitone von Otto, „ich wette mit euch. Keine drei Jahre geht das hier so." Er zieht an seiner Pfeife.

Irmgard sitzt neben Otto. Sie nennen sie Gardy. Otto und sie, sie kennen sich seit vielen Jahren. Sie waren auf der gleichen Schule, hatten dieselben Lehrer geärgert und sich später auf der Uni wiedergetroffen, als Otto Bauzke aus dem Kriege heimkehrte. Damals, 1945, hatte er gehofft, daß die Diktatur vorbei wäre. Aber dann waren die Russen gekommen, und es hatte eine neue Diktatur gegeben.

Zu Hause in der guten Stube von Gardys Mutter diskutierten sie darüber. Sie kamen immer wieder auf das gleiche Thema. „Wenn man bloß etwas tun könnte", sagte Gardy, „wir sind jung. Wenn wir es nicht tun . . ."

Aber sie wußten nicht wie. Einmal hatte Otto aus Westberlin von einem Freunde eine Broschüre der „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit" mitgebracht. Es war ein Heft mit Angaben über das Vorleben einiger sowjetzonaler Politiker. Unter Ottos Freunden in Halle hatte dieses Heft die Runde gemacht. Sie hatten es alle gelesen, aber keiner hatte gewagt, darüber laut zu reden.

*

Gardy hatte es schon längst wieder vergessen. Sie dachte, es wären Freunde, als zwei Monate später eines Abends gegen zehn Uhr jemand an die Haustür schlägt. Sie tastet sich über die Stiege herab und schiebt den Riegel zurück. In der Türfüllung steht ein Russe. Er schiebt das Mädchen beiseite und tritt herein in das Haus, gefolgt von zwei breitschultrigen Genossen.

Einer von ihnen hat einen Zettel in der Hand: „Sind Sie Irmgard Margarete Schmidt?" Er hat sich nach ihr umgedreht.

„Ja", sagt sie. Sie lehnt sich gegen die Wand.

„Wo ist Ihre Mutter?" forschte der Russe weiter. Er macht ein Gesicht, das auf Antwort wartet.

„Sie ist im Zimmer."

„Beide verhaftet", sagt der Russe und wedelt mit dem Zettelchen.

*

Der Offizier hinter dem Schreibtisch ist freundlich. „Bitte, nehmen Sie doch Platz", sagt er zu Gardy und lächelt verbindlich: „Es tut mir leid." und dann beugte er sich plötzlich vor, sagt schnell und hart: „Wir haben gestern Ihren Freund Otto Bauzke verhaftet. Er ist ein Spion. Wir wissen, daß sich die Verschwörer ständig in der Wohnung ihrer Mutter getroffen haben. Diese Wohnung ist ein Spionagezentrum des westlichen Geheimdienstes." Über zwanzig Minuten spricht der Offizier. Gardy weiß, daß er lügt. Die Broschüre, ja, nichts weiter. Das war alles.

„Was wollen Sie von meiner Mutter und mir?"

„Sie können Otto Bauzke helfen. Er wird nach Sibirien kommen und von Ihnen wird es abhängen, wie lange er dort bleiben wird."

Der Russe steht auf. „Sie können nach Hause gehen. Ihre Mutter wartet auf Sie. Ich werde mich wieder melden", ruft er ihr nach.

*

Otto Bauzke wird im Schnellverfahren unter Ausschluß der Öffentlichkeit verurteilt. Er ist bereits in Sibirien, als Gardy Wochen später von einer BMW-Limousine abgeholt wird. Der Offizier spart sich diesmal höfliche Gesten: „Sie werden nach Berlin gehen." Er drückt ihr einen Zettel mit der Adresse in die Hand, wo sie sich zu melden hat. Sie solle an Bauzke und an ihre Mutter denken. Die Mutter wird in Halle bleiben und Bauzke wird zurückkommen, sagt er, und es ist mehr ein Grinsen als ein Lächeln, das über sein Gesicht huscht: „Sie brauchen nur gut zu arbeiten für uns."

Irmgard fragt ihre Mutter. Die weint nur. Sie sitzen sich am Tisch in der guten Stube gegenüber. Sie sehen sich an und sie wissen nicht, was sie tun sollen. Es ist wie damals, als der Vater sie verließ, als er plötzlich verschwand und als sie dann Monate später hören mußten, daß er verurteilt worden war, daß er ins Gefängnis mußte wegen Betrügereien und Unterschlagungen. Sie hatten nur dagesessen und sich vor den Nachbarn gefürchtet, vor den Reden, die sie auf den Straßen und in den Kaufmannsläden verfolgten. Sie hatten alles erleiden müssen, ohne etwas tun zu können. Irmgard kann sich diesmal wenigstens entscheiden. Und sie entscheidet sich für Berlin, weil sie ihrer Mutter und Otto Bauzke helfen will.

*

„Sie sind sehr hübsch", sagte der Major in der Karlshorster Villa, und nach einer kurzen Pause: „Ihre Schönheit ist unser Kapital. Was wir von Ihnen wollen, wird Ihnen keine Mühe machen. Gehen Sie ab und zu nach Westberlin. Schließen Sie Bekanntschaften mit amerikanischen Offizieren. Bringen Sie Namen und Nummer ihrer Einheit. Mehr brauchen Sie noch nicht zu tun."

Sie geht nach Westberlin. Gardy läuft durch die Straßen, bis ihr die Füße weh tun. Dann fährt sie nach Karlshorst und sagt, daß sie niemanden getroffen habe. „Sie werden wieder gehen", antwortet der Russe. „Denken Sie an Ihre Mutter. Und denken Sie an sich selbst. Wir werden sie sonst beide nach Sibirien bringen müssen, dorthin, wo ihr Freund Bauzke schon ist." Zur Bestätigung seiner Drohung zieht der Russe die Broschüre der „Kampfgruppe" aus der Schublade und wirft sie vor ihr auf den Tisch. „Wir haben Material gegen Sie." Und das Mädchen Gardy geht wieder nach Westberlin und sucht die Bekanntschaft mit amerikanischen Offizieren.

Gardy lernt Jonny kennen. Jonny ist bei der Luftwaffe. Er ist älter als sie, er könnte ihr Vater sein. Sie gehen aus, sie gehen tanzen. Gardy bringt nach Karlshorst den Namen Jonnys und seine Dienstnummer. Und noch ein paar amerikanische Namen, mehr nicht.

Die Russen befehlen Gardy, sich in Westberlin ein Zimmer zu nehmen. Gardy gehorcht und schließt Bekanntschaft mit einem Amerikaner, der im Geheimdienst arbeitet. „Jetzt werden Sie bald nach Hause können", verspricht man ihr in Karlshorst, „nur eine einzige wichtige Information noch." Sie geben ihr den Decknamen Stefanie, und Gardy, der Spionin, gelingt es, beim amerikanischen Geheimdienst eine Stellung als Sekretärin zu bekommen. Dort freundet sie sich mit Heinz Sturm, einem deutschen Kollegen ihrer Dienststelle an. Ihm erzählt sie alles. Heinz hört zu und sagt kein Wort. Er hat ihr vorher gestanden, daß er sie liebe, und nun glaubt er herausgehört zu haben, daß es ihr Beruf sei, mit Männern Bekanntschaften zu machen. Er vertraut ihr nicht. Sie wird mich betrügen, ihre Liebe ist Lüge, denkt er, und seine Liebe schlägt in Haß um.

Heinz Sturm erstattet seinem Vorgesetzten Meldung. Keinen Schritt geht Gardy mehr, ohne daß ihr ein unsichtbarer Schatten folgt. Sie ahnt von alledem nichts. Nur noch eine wichtige Information, denkt sie. Sie glaubt noch immer, daß sie Otto Bauzke und ihre Mutter retten kann. Und sie malt sich aus, daß sie mit der Mutter in den Westen ziehen könnte. Sie ist glücklich bei dem Gedanken, so glücklich, daß sie wieder an ihren Vater denken kann. Sie hat seine Münchner Adresse herausgefunden und schreibt ihm. Vielleicht wird es wieder gehen mit der Mutter und ihm und mit ihr.

*

Heinz Sturm spielt die Rolle des Freundes weiter. Er spielt sie im Auftrage der Amerikaner. Gardy steht am Eingang ihrer Dienststelle und wartet auf ihn. Es ist der 1. Dezember 1954, ein naßkalter Tag. Heinz hat ihr versprochen, einige „wichtige Informationen" mitzubringen. Gardy hatte sich vorgenommen, nach Dienstschluß nach Karlshorst zu fahren, um die Meldungen, von denen sie glaubte, es würden die letzten sein, den Russen zu übergeben. Dann würde sie frei sein.

Heinz kommt und steckt ihr eine Zigarettenschachtel zu. „Da sind die Informationen drin", flüstert er, während sie nebeneinander zum S-Bahnhof gehen. Er bringt sie noch bis zur Sperre, dann verabschiedet er sich.

In Schöneberg will Gardy in den Autobus umsteigen. Plötzlich bilden an der Haltestelle wie zufällig vier Männer einen Kreis um sie. Da spürt sie eine Hand auf ihrer Schulter, es ist wie ein Schlag: „Sie sind verhaftet, Fräulein Schmidt, bitte, folgen Sie uns zum Wagen." Die anderen Passanten an der Haltestelle haben es nicht einmal bemerkt.

Aus der Untersuchungshaftanstalt für jugendliche Häftlinge in Neukölln darf sie noch einmal in Begleitung eines Kriminalbeamten in ihr Zimmer in Schöneberg zurückkehren, um Sachen zu holen. Sie findet auf dem Tisch einen Brief, Absender Amtsgericht München. Sie muß lesen, daß ihr Vater am 9. November 1954 bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist. Sie haben ihn längst beerdigt, auf Staatskosten, denn niemand kümmerte sich um den Toten. Bis auf die Gläubiger, die Betrogenen. Er war mit vier Frauen gleichzeitig verlobt. Hatte allen die Ehe versprochen und ihre Ersparnisse für sich verschwendet.

Der Kriminalbeamte muß ein Taxi nehmen, um Irmgard ins Untersuchungsgefänis zurückbringen zu können.

*

Am 21. Dezember 1954, um die Mittagszeit drängen sich zwei Dutzend Bild- und Wochenschaureporter vor der Tür zum Verhandlungssaal des Amtsgerichtes Berlin-Lichterfelde. Vor dem Richter steht die „gefährliche und schöne Sowjetspionin Stefania", wie es wörtlich in den Zeitungen heißt. Das hübsche Gesicht zu Boden gesenkt, mit rotgeweinten Augen, im blauen Kostüm — so steht das Mädchen Gardy aus Halle an der Saale vor dem Militärrichter.

„Spione sind gefährlicher als Mörder", sagt der Staatsanwalt. Und niemand fragt, weshalb die 24jährige Studentin Irmgard zur „Spionin" geworden ist. Eine Sowjetagentin steht hier, nicht Fräulein Schmidt.

Wegen Gefährdung der Sicherheit der amerikanischen Streitkräfte beantragt der Staatsanwalt drei Jahre Gefängnis. Nur drei Jahre Gefängnis. Denn Irmgard Schmidt hat sich vorher zum Geständnis bereit erklärt. Deshalb braucht das Gericht keine Zeugen vorzuladen. Und diese Zeugen wären hohe amerikanische Offiziere gewesen, ein sehr peinlicher Umstand. Aber Irmgard sagt: „Ich bin schuldig." Der Staatsanwalt „dankte" es ihr und beschränkte sich auf drei Jahre Gefängnis. Aber der Richter zeigt kein Verständnis für die Rücksichten des Staatsanwaltes und diktiert ohne Beratung zweimal fünf Jahre Gefängnis für das 24jährige Mädchen, das im Glauben, ihre Mutter vor Sibirien retten und ihren Freund zur Freiheit verhelfen zu können, zwischen die Mühlsteine von Ost und West geraten war.

Amerikanische Geheimpolizisten holen sie am Tage nach der Gerichtsverhandlung aus dem Untersuchungsgefängnis mit einer schwarzen Chrysler-Limousine ab. Sie nehmen sie in die Mitte, als sie mit ihr zum Flugplatz fahren. Genau so, wie vor zwei Jahren sowjetische Geheimpolizisten das Mädchen in ihre Mitte genommen hatten, um sie zum ersten Verhör zu führen.

In den Tod *raste wenige Wochen vor Irmgards Verhaftung ihr Vater Heinrich Schmidt. Im betrunkenen Zustand fuhr er in München-Lochham gegen ein Brückengeländer. Er hatte bereits vor Jahren seine Familie verlassen und war wegen Unterschlagungen mehrmals vor den Richter gekommen. Die Begräbniskosten mußte der Staat bezahlen. Nur durch Zufall erfuhr seine Familie von seinem Tode*



Kindlich *waren die Methoden, mit denen die Studentin die Aufträge der Sowjets zu erfüllen versuchte. Harmlos waren die Ergebnisse*



Vergeblich *hatte Irmgard Schmidt versucht, ihren Vater wieder mit der Familie zusammenzubringen. Aber der Brief, den sie nach Jahren der Trennung an ihn richtete, wurde mit einem amtlichen Schreiben des Amtsgerichts München beantwortet, das ihr seinen Tod mitteilte. Diese Nachricht erhielt die Tochter erst, nachdem sie bereits unter dem Verdacht der Spionage von den Amerikanern verhaftet worden war*

Der Übermut der Ämter und Behörden

„Unternehmen Lieblos" - oder: Der McCarthy von Gelnhausen

Mit einem Seufzer der Erleichterung setzte der Landrat von Gelnhausen vor wenigen Tagen seine Unterschrift unter die Suspendierung des 43jährigen Kreisarztes Dr. Erwin Jahn. Wegen Freiheitsberaubung und fortgesetzter Beleidigung wurde Jahn von der Großen Strafkammer in Hanau zu je einem Monat Gefängnis verurteilt. Die Strafe fällt allerdings unter die Amnestie. Damit ist diesem Medizinalbeamten das Handwerk gelegt worden, das ihm in Gelnhausen den Beinamen „Gonokokken-Schnüffler" eingetragen hatte. Dieser Dr. Jahn pflegte auf eigene Faust Razzien zu veranstalten und betrieb die Jagd auf Frauen als privaten Sport. Weibliche Wesen waren für diesen Amtsarzt nichts weiter als Bakterienträgerinnen. Er wollte in Gelnhausen, wo es so viele amerikanische Soldaten gibt wie Einwohner, der Prostitution nach eigener Methode zu Leibe gehen. So schleppte er Frauen und Mädchen aus Lokalen heraus auf das Gesundheitsamt und untersuchte sie, gegen ihren eigenen Willen und ohne den geringsten berechtigten Verdachtsgrund zu haben, auf Geschlechtskrankheiten. Ob die Frauen in Begleitung ihrer Ehemänner waren, sich ausweisen konnten oder protestierten, spielte für Jahn keine Rolle. — Sein Privatkrieg begann in einer kalten, sternklaren Januarnacht des Jahres 1953 auf der Landstraße zwischen den Orten Lieblos und Roth in Hessen. Bei diesem „Unternehmen Lieblos" holte er mit Hilfe einer von ihm organisierten amtlichen Polizeitruppe aus einem Auto zwei allein fahrende Frauen in Karnevalskostümen heraus. Eine davon, Mechtild Petersen, war Ärztin. Sie wies Dr. Jahn darauf hin, aber es nutzte ihr nichts. „Das hat Zeit bis später", meinte er. Auf dem Gesundheitsamt untersuchte Jahn beide Frauen, ließ sie durch die Fürsorgerin Wegener in die Kartei für berufsmäßige Dirnen eintragen und ordnete weitere Überwachung an, ohne den geringsten medizinischen Anhaltspunkt und ohne die juristische Handhabe zu dieser ungeheuerlichen Maßnahme zu haben. Lediglich diese drei Gründe waren für Jahn und die Wegener dabei ausschlaggebend: 1. die Frauen trugen Pelzmäntel, 2. sie hatten Karnevalskostüme an, 3. sie waren geschminkt. „Macht unsoliden Eindruck, ist arrogant, weitere Überwachung notwendig", stand hinter dem Namen der völlig unbescholtenen und überall angesehenen Ärztin in dieser Kartei. Damit kam der Fall Dr. Jahn ins Rollen. In dem ganzen Prozeß gab es nichts Gutes über die Tätigkeit Jahns zu sagen. Als im März 1953 im Gelnhauser Krankenhaus zwei Jungen an einer Überdosis Wurmgift starben, klagte die Staatsanwaltschaft in Hanau den Dr. Jahn wegen Begünstigung an. Er soll falsche Angaben in die Totenscheine der beiden Kinder gesetzt haben. Erfreulich für die Öffentlichkeit und die Betroffenen, wie in diesem Prozeß vorexerziert wurde, daß der Machtrausch eines wildgewordenen Beamten seine Strafe findet. Unerfreulich allerdings, daß darüber fast zwei Jahre vergehen mußten. Am unerfreulichsten aber, daß dieser Dr. Jahn von einer politischen Partei in den Wissenschaftlichen Beirat des Bundesarbeitsministers entsandt wurde, um an der Reform der Sozialversicherung mitzuarbeiten.



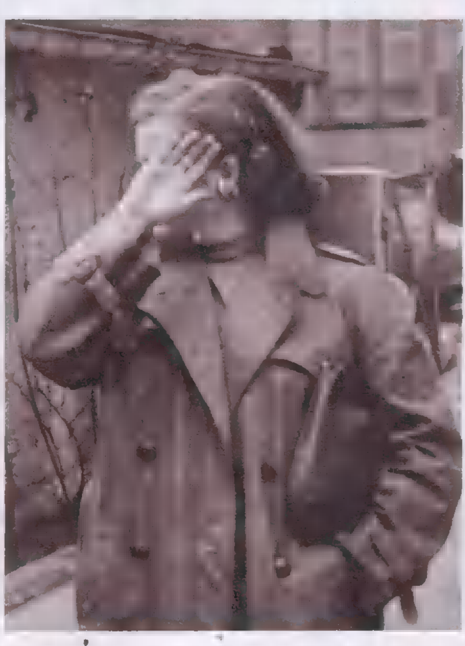
Schnüffelei übelster Art. *Dr. Erwin Jahn, der von allen Seiten als hitzig, zynisch und brutal geschildert wird, will beim Bundesgericht Revision gegen das Hanauer Urteil einlegen, um seine angebliche Unschuld zu beweisen. Er wurde zwar amnestiert, muß die Verfahrenskosten aber selbst tragen* FOTOS: Bruno Waske



Beliebt als Ärztin *und geachtet als Frau mit makellosem Ruf: Mechtild Petersen, 35, die im Januar 1953 von Dr. Jahn aufs Gesundheitsamt geschleppt, gegen ihren Willen untersucht und in die Dirnenkartei eingetragen wurde*



„... denn wer ertrüg' *der Ämter Übermut!" zitierte der Hanauer Oberstaatsanwalt Günther Aust; „Jahn hat seinen persönlichen Leidenschaften unter Mißachtung des Rechts gefrönt"*



Genug vom Jahn-Rummel *hat die Sekretärin Roswitha Markgraf, 23, die der Kreisarzt Dr. Jahn zusammen mit der Ärztin widerrechtlich untersucht hatte. Die Eintragung ihres Namens in die Kartei ist eine Beleidigung für Jahrzehnte*



Dreieckiges

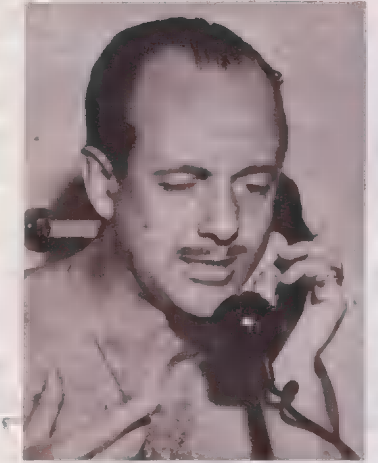
Den Rückflug ohne den geliebten Chef trat Joan Neill an, weil Herr Gail sich inzwischen mit seiner Frau wieder vertragen hatte. Mr. Gail hatte nach dreijähriger Zusammenarbeit mit Joan die Spaghetti seiner italienischen Frau Anna satt und beschloß, sich mit Joan nach Australien abzusetzen. Aber Anna war wach, mietete einen Detektiv und für 500 Pfund ein Sonderflugzeug, betrat in Neapel die Kabine und erklärte: „Johnny, mich wirst du nie los!" Bis Port Said hatte Herr Gail das eingesehen, und Sekretärin Joan flog resigniert zurück

In der Kriminalge



Zufällig *entdeckte der Rentner Altrock, Flüchtling aus Königsberg, diesen roten Schlauch in seinem Ofen. Er rief einen Nachbarn, der seinerseits die Polizei alarmierte. In der Zwischenzeit entfernte Egon Pöhlsen den Schlauch und tat entrüstet, als man ihn des versuchten Mordes verdächtigte. Altrocks Haushälterin kam in diesem Augenblick dazu und berichtete von der Grube im Keller (Bild rechts)*

Die Frau, die ja gar nicht erben wollte




Fürst Lanza di Trabia



Seine Witwe, Olga Villi



Fürst Lanza di Trabia, 39, letzter Sprößling eines alten sizilianischen Geschlechts, hat sich aus dem Fenster eines römischen Hotels gestürzt. Motive unbekannt. Trabia, Förderer des italienischen Fußballsports, war seit 10 Monaten mit der Schauspielerin Olga Villi verheiratet. Bei der Testamentseröffnung erlebte sie eine Überraschung: Der Verstorbene vermachte ihr die Fußballkanone Ugo Martegani (links), die er für etwa 500 000 Mark aus Argentinien für den FC Palermo gekauft hatte. Olga bat ihren Anwalt, das Erbstück zu veräußern, sie weiß wirklich nicht, was sie mit dem Fußballstar soll.

schichte ohne Beispiel

ist der teuflische Plan des 25jährigen Egon Pöhlsen, der den [illegible] Jahre alten kriegsbeschädigten Untermieter seiner Eltern in Lübeck, Paulstraße 26, aus dem Leben schaffen sollte. Untermieter Altrock kam später nach Hause, als Pöhlsen ihn erwartet hatte. Als er den Ofen öffnete, entdeckte er einen Gasschlauch, der durchs Ofenrohr vom Gasherd in der Pöhlsenschen Küche nebenan hierher führte. Der junge Pöhlsen hatte die Absicht, Altrock zu vergiften und dann im Keller zu verscharren. Das Grab hatte er bereits ausgehoben. Noch weiß man nicht, was Pöhlsen antrieb. Altrock hatte kürzlich eine große Geldsumme erhalten.

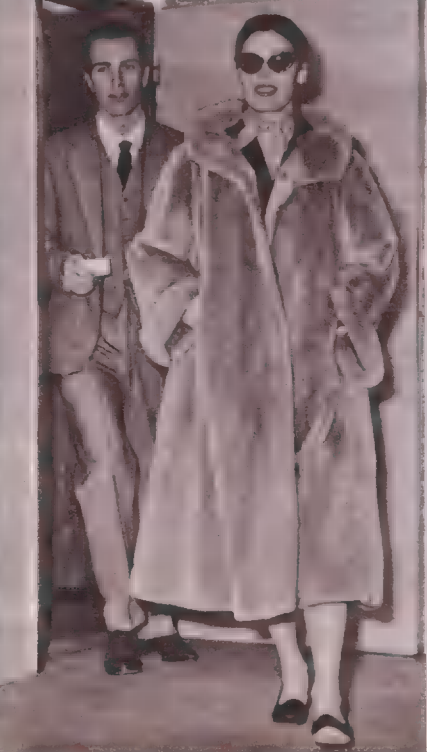


Fast perfekter Mord: *Egon Pöhlsens Plan scheiterte aber an der Uhrzeit*





Ins eigene Grab gesehen: *Rentner Altrock hatte seit zwei Jahren Mietstreitigkeiten mit den alten Pöhlsens* FOTOS: Fischer

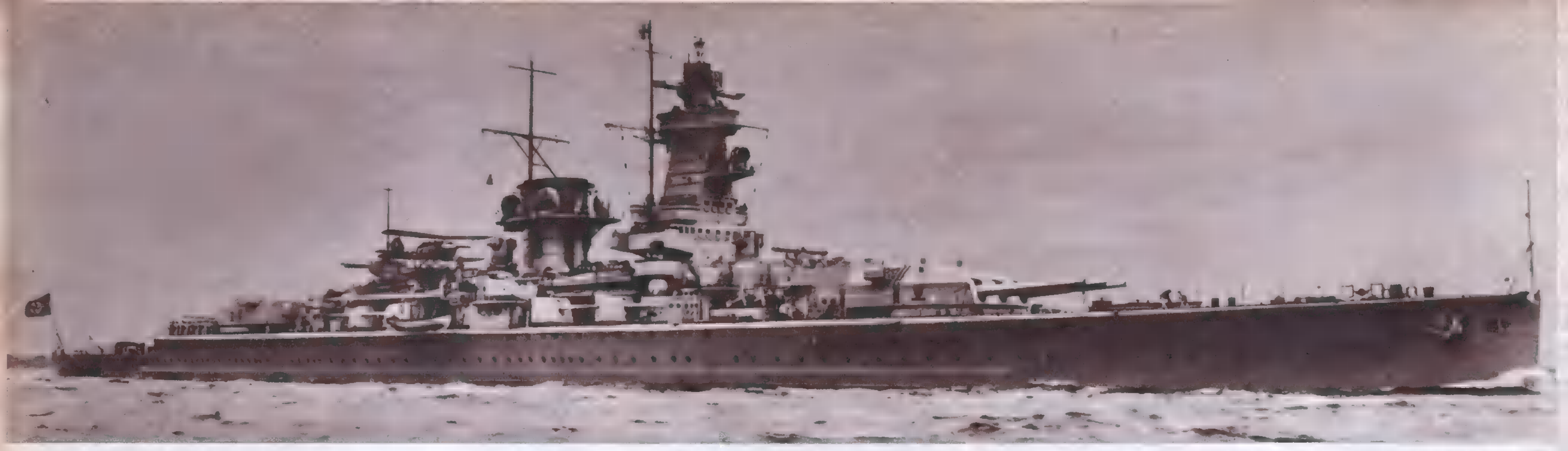


Gardner, Ava, 32, barfuß

Irgendwer unter den zahlreichen Journalisten, die den Hollywoodstar in Berlin interviewen wollten, sagte, Ava Gardner sei so schön, so stark, so braun, so groß und so fest wie ein Pferd. Beklopfen durfte man sie allerdings leider nicht. Die „amerikanische Venus" hatte es eilig. Sie wird von ihrer Filmgesellschaft um die Welt gehetzt. In Berlin stand der Besuch eines US-Lazaretts und ein Nachtbummel auf dem Programm. Ava ließ sich von dem italienischen Grafen Ricci (Bild links) begleiten, flirtete aber lieber mit Oberst Duke (oben), der sie von Frankfurt hergeflogen hatte, und tanzte ohne Schuhe — vielleicht als Reklame für ihren neuen Film „Die barfüßige Gräfin". Den Teddybären, den man ihr bei der Ankunft in Tempelhof überreicht hatte, schenkte sie einem kleinen Mädchen, das in Lichterfelde auf der Straße spielte.

FOTOS: CRONER (2), HUSCHKE





Die „Graf Spee" hatte einen schlechten Start. Am Tage ihres Stapellaufs lauteten die Schlagzeilen: Adolf Hitler verhaftet Stabschef Röhm

Vor 15 Jahren sank das Panzerschiff „Graf Spee"

„Er war ein vollendeter Kavalier und opferte sein Leben, um der Tradition der Seekommandanten treu zu bleiben und sie hochzuhalten. Er verstand es, mit Ehren zu verlieren. Es ist dabei unwichtig, für welche Macht er kämpfte, und in dem Urteil über ihn spielen unsere Sympathien für die einen oder anderen Kriegführenden keine Rolle." So schrieb die bekannteste argentinische Zeitung „Clarin" über Kapitän Hans Langsdorff, der in argentinischer Erde ruht. Tausende von Deutschen und Argentiniern versammelten sich ihm zu Ehren am Grabe. Ein großer Teil der 1000 Mann starken Besatzung fand drüben eine neue Heimat. Sie legten zusammen und luden die Witwe und Tochter des geliebten Kommandanten zu einem achtwöchigen Aufenthalt im Lande ein. Botschafter Dr. Terdenge übergab der Witwe als Ehrung der argentinischen Regierung Dolch und Degen ihres gefallenen Mannes. In den nächsten Wochen wird Frau Langsdorff in den Anden und auf einer Estancia Ehrengast der deutschen Kolonie sein.



Traditionsgemäß *versenkte der Kommandant das in einem völlig aussichtslosen Kampf beschädigte Schiff in der La Plata-Mündung, nachdem er die 1000köpfige Besatzung in der argentinischen Internierung aufgehoben wußte. Dann ging er kurz an Land*



Dolch und Degen *des Kommandanten bekam Frau Langsdorff in einer feierlichen Ehrung des ruhmreichen Kapitäns von der argentinischen Regierung zurück. Der Kameradschaftskreis der „Spee" in Buenos Aires hatte sie und ihre Tochter nach drüben eingeladen*



Kapitän Langsdorff *wählte den Freitod, obwohl die Admiralität für ihn und die Mannschaft durch Funk die Internierung geraten hatte. Seinem Sarge folgten neun englische Kapitäne, deren Schiffe von der „Spee" versenkt worden waren. Sie ehrten den ritterlichen Gegner*



AUSGEPEITSCHT *wurde ein Bäcker auf dem Marktplatz von Kena in Oberägypten. Während die unglückliche Stadt in einer Serie von furchtbaren Wolkenbrüchen fast ertrank und Tonnen von Lebensmitteln weggeschwemmt wurden, hatte dieser Wucherer das Brot an die Hungernden zu Überpreisen verkauft. Zehn Hiebe mit einer Lederpeitsche diktierte ihm der Richter zu. Man sperrte den Delinquenten in einen mittelalterlichen Prügelstock und vollzog die grausame Strafe öffentlich* **FOTO: UP**



VERSÖHNT *nach Monaten bitterster Feindschaft haben sich Jugoslawiens Ex-König Peter und seine Gattin, die griechische Königstochter Alexandra. Die Liebe zu ihrem Sohn führte die Eltern wieder zusammen. Beide waren getrennt und ohne voneinander zu wissen in den Schweizer Kurort Gstaad gefahren, um den neunjährigen Alexander vor Jahresschluß in seinem Internat zu besuchen. Sie trafen sich im Zimmer des kleinen Prinzen, der ihre Hände zusammenführte. Wortlos fielen sich König Peter und Königin Alexandra daraufhin in die Arme. 1944 war ihre Ehe geschlossen worden. Man hielt sie seit fast zwei Jahren für zerrüttet. Vor zwölf Monaten wurde die Scheidung eingeleitet* **FOTO: Keystone**

Das Sternchen

Heft 2 • Beilage zum Stern Nr. 2 vom 9. Januar 1955

In diesem Heft:
SKISPRINGER AUF DER SCHANZE

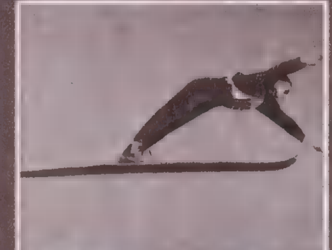
DIE KLEINE ILLUSTRIERTE

Für sein Rentier „Musta" sorgt der kleine Markku immer ganz allein. Sie wohnen beide in Lappland.

Kinder haben Sternchen gern — Sternchen ist das Kind vom Stern



[illegible] einen [illegible] macht [illegible] an [illegible] seinen [illegible] vor. [illegible] in Oslo war Reddish [illegible] der [illegible]





FLIEGENDE MENSCHEN

Ein harter und gefährlicher Sport ist das Skispringen, aber schön, sagen die Skispringer, die wie riesige Vögel durch die Luft schweben. Der norwegische Skispringer Thorleif Schjelderup, der auf der Olympiamarke aus Norwegen (oben) abgebildet ist, schildert seinen besten Sprung: „Ich lehne mich nach vorn, atme tief ein, um mich zu entspannen. Und jetzt los! Ich werfe mich über den Rand, dann ziehe ich meinen Körper zur Einlauflage zusammen, wobei das Gewicht vorn auf den Füßen liegt. Die Sonne blinkt auf den vereisten Skispuren und die Skier zuckern leise in den Rinnen. Die 90 Stundenkilometer kommen mir wie 10 vor. Ich richte den Körper etwas auf, schwinge die Arme nach hinten und sause auf den Rand der Schanze zu. In einer langen Bewegung werfe ich mich hinaus. Heftig schlägt der Luftdruck gegen die Skier. Die Hand eines Riesen hat mich ergriffen und hoch, weit hinaus geschwungen. Unter mir [illegible] sich die Bahn, sie fliegt mir entgegen. Nach vorne lehnen — Vorlage! Noch mehr! Fast drücke ich die Skier auf den Schnee und drehe ab. 90 Meter bin ich gesprungen. Das war mein Tag heute!"



[illegible] von der [illegible] die für [illegible] Schanze [illegible] am Tage vorher [illegible] von Norwegen nach England [illegible]



Die [illegible] in [illegible] wo schon [illegible] Aber es ist [illegible] solche [illegible] zu [illegible] es zu [illegible]



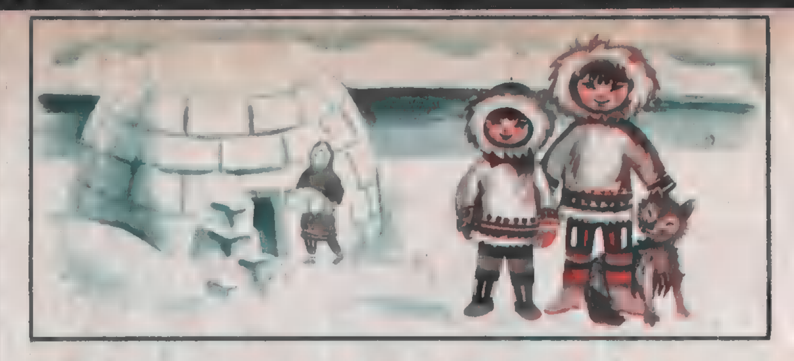
Der Absprung ist [illegible] Muskel beherr- [illegible]

Sternchen kommt ins Haus gelaufen — brauchst Dir nur den Stern zu kaufen

WIR ESSEN INDIANISCH

Heute mittag habt Ihr Kartoffeln gegessen und hinterher vielleicht Vanillepudding? Und abends gab [redacted] Kakao und Tomatenbrote? Wißt Ihr, daß wir diese Nahrungsmittel von den Indianern haben? Erst als die Spanier 1492 Amerika entdeckt hatten, kamen diese Pflanzen zu uns. Die Kartoffeln gab es in den Hochländern [redacted] Peru und Bolivien. Puddingpulver wird [redacted] Mais hergestellt und Vanille ist ein Gewürz aus Mexiko. [redacted] ist ein spanisches Wort und heißt: „Kleine Schote." Daß die Indianer den Kakao mit Pfeffer zubereiten, habt Ihr ja schon mal im Sternchen gelesen. Auch die To[redacted] haben die Indianer als [redacted] gezüchtet. — Die Friedenspfeife kennt Ihr aus den Indianerbüchern und könnt Euch schon denken, daß auch der Tabak von den Indianern kommt. Aus Sonnenblumenkernen machten sie ihr Öl. Außer den Nahrungs- und Genußmitteln haben wir nur ein einziges Tier von den Indianern: den Truthahn



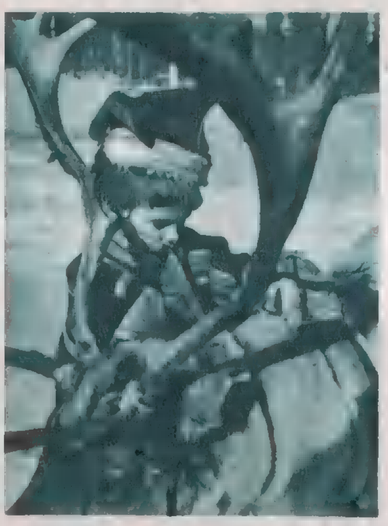


ESKIMOS WOHNEN IN IGLUS

Ein Iglu ist ein Haus aus Schnee. Die Ziegel werden aus Schnee gehauen und übereinander gesetzt. [redacted] Fensterglas ist einfach aus Eis.



Auch in Lappland ist, wie in Grönland, meistens Eis und Schnee. Die Lappen wohnen in Zelten, die sie auf den Rentierschlitten verladen, wenn sie auf die Jagd gehen. Lappland, das Land der Mitternachtssonne, liegt im äußersten Norden von Finnland.



Das [redacted] gehört dem kleinen Lappenjungen Markku. Er hat [redacted] selbst gezähmt, [redacted] gehorcht ihm aufs Wort und läßt sich auch geduldig vor den Schlitten spannen.



Zu einer Schlittenfahrt mit dem Rentier „Musta" hat Markku seine Freunde eingeladen. Sie müssen sich beeilen, im Winter dauert der Tag nur vier Stunden.

NA, WER HAT DIE GANS GESTOHLEN!

Auf der Dorfstraße ist ein Menschenauflauf. Auf dem Hof des Bauern Kraxelhuber muß etwas passiert sein, denn der Landjäger kam mit seinem Motorrad angeknattert. Bauer Kraxelhuber schimpft: „Ein Spitzbube hat meine Gans gestohlen. Wenn ich den Dieb erwische, dann . . ." Der Landjäger ist sehr dienstlich. „Erst müssen wir Beweise haben!" Na, seht Euch mal um wer der Gänsedieb ist und schreibt bis zum 18. Januar eine Postkarte ans Sternchen, Hamburg 1, Pressehaus. Vergeßt die Adresse und Euren Geburtstag nicht! Zwanzig Gewinner bekommen das Sternchenbuch Nr. 3 „Jimmy, das Gummipferd".



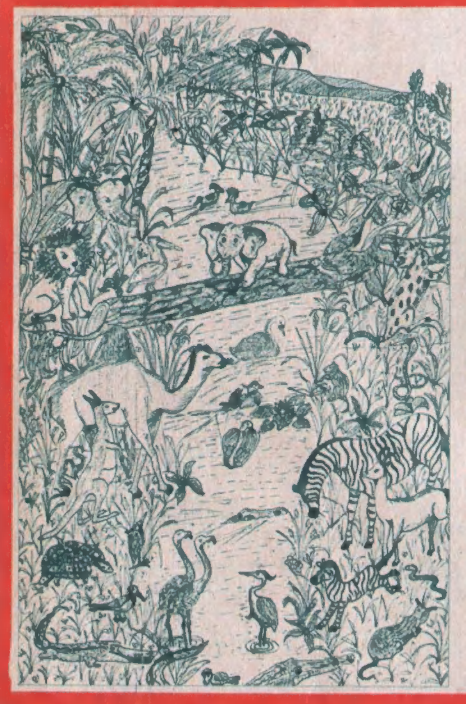
Sternchenzoo

Gewaltig, fast plump, wie ein großer Büffel, ist die Elenantilope (rechts). Braun und glatt ist das Fell. Von ihrem Hals hängt lang und schwer die Wamme herab, ein faltiger Hautlappen mit schwarzen Haarbüscheln am Ende.





Fast so groß wie die Elenantilope (3½ m lang und 2 m hoch) ist die Rappenantilope (links). Dies ist ein Männchen, Weibchen haben entweder keine oder nur kleine Hörner. Zeichnung: Kurt Steinel/Fortuna.

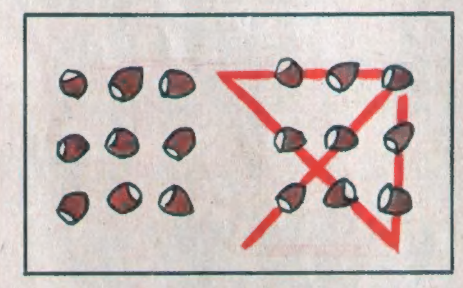


EIN ZOO FÜR STERNCHEN

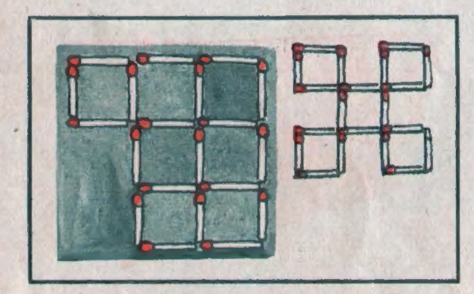
Ein Sternchenfreund hat diese Urwaldlandschaft gezeichnet (Bild links), in der wohl alle wilden Tiere vorkommen. Er hatte das Bild Sternchen und Schnuppe geschenkt. Das ist aber schon sehr lange her, doch bis jetzt war das Sternchen immer schon voll bis auf die letzte Seite. Wir haben das Bild deshalb so lange über unseren Schreibtisch gehängt, aber heute wollen wir es endlich allen anderen Sternchenlesern zeigen. Gefällt Euch das Bild auch so gut wie uns!



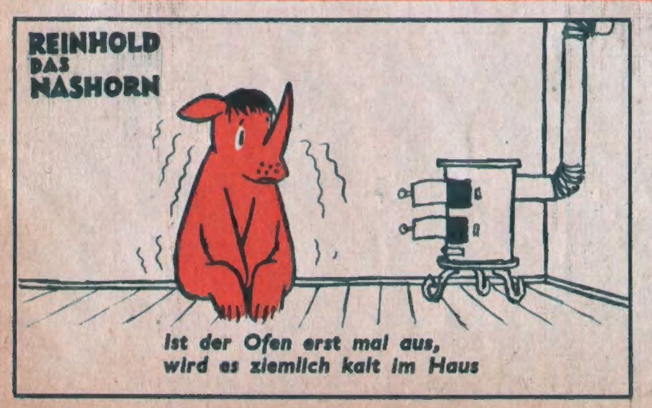
Eine Pfeife in einem Backofen ist eine . . .? fragt Sternchenfreund Dieter alle Leser. Wißt ihr es?



Neun Nüsse in Dreierreihen sind durch vier gerade Linien, ohne abzusetzen, zu verbinden. Diese Aufgabe stellt Euch Helga aus Duisburg. Gut, daß die Lösung gleich daneben steht, dann könnt Ihr diese Nüsse zum Knacken aufgeben. Anfangen müßt Ihr unten bei dem langen Strich.



Drei Hölzchen sind von der Figur oben links wegzunehmen, und müssen so wieder hinzugefügt werden, daß nur fünf Quadrate übrigbleiben. Auch hier verraten wir gleich, wie es gemacht wird. Daß Ihr es könnt, ist ja klar. Aber Ihr wißt bestimmt jemanden, der bei dieser Aufgabe hereinfällt. Natürlich dürft Ihr solche kniffligen Fragen nicht ausgerechnet Sternchenlesern stellen, weil die sie ja genau so schnell beantworten können.



Ist der Ofen erst mal aus, wird es ziemlich kalt im Haus



Holz — denkt Reinhold — Holz herein, dann wird es bald wärmer sein

Wollt Ihr mehr über Reinhold erfahren! Wo er herkommt, was er in Indien, in Amerika und in Garmisch-Partenkirchen erlebt hat — das alles findet Ihr im



















Seid Ihr Jimmy, dem Gummipferd, schon begegnet! Ihr könnt das Sternchenbuch Nr. 3 für 2,40 DM bei Buch- und Zeitschriftenhändlern kaufen.


So, das wäre, was man braucht,
daß der Schornstein wieder raucht


Ach wie schrecklich, seht nur her,
jetzt hilft auch kein Ofen mehr

Sternchen-Buch Nr. 1 „Reinhold, das Nashorn", das im Blüchert-Verlag erschienen ist. Ihr könnt es für 2,40 DM bei Buch- und Zeitschriftenhändlern kaufen.



EINE VERHEXTE GESCHICHTE VON HELGRÖ

12. Fortsetzung

> Draußen im Saal des Tivoli sitzt Ludwig und beobachtet die Vorstellung mit „Hokus & Pokus". Unter der Bühne hockt Wupp. Er weiß, daß Pokus sein Bruder Max ist, den der Zauberer bewacht. Wird Wupp endlich Max sprechen?

Wupp hielt sich an der Stehleiter fest und starrte auf die Falltür. Jetzt ist er vorn, dachte er, jetzt legt er den Koffer nieder, jetzt macht er ihn auf. Wupp hörte die Leute lachen — genau wie am Nachmittag. Da — es klickte und rollte. Die Seiten der Falltür spannten sich an, die Tür rutschte langsam in den Schienen zur Seite. Wupp sah einen schmalen Lichtspalt und sah die Unterseite des schwarzen Koffers. An den vier Ecken waren helle Metallknöpfe, die genau auf den vier Ecken der Öffnung ruhten. Und jetzt — jetzt senkte sich der Boden des schwarzen Koffers nach unten — wie ein Fahrstuhl. Wupp hörte einen Motor surren, der offenbar in die Seitenwand des Koffers eingebaut war. Der Boden, auf dem zusammengerollt der kleine Max lag, hing an vier derben Röhren, aus denen sich Spiralen nach oben drehten und im Innern des Koffers verschwanden. Wupp preßte die Lippen zusammen. Noch nicht, ermahnte er sich, noch nicht. Er sah, wie sich aus dem Klumpen Mensch eine Hand löste und nach oben in den leeren Koffer griff. Die Hand drückte auf einen Knopf: der Mechanismus stand still. Sofort umfaßte die Hand eine Sprosse der Stehleiter und zog den ganzen Körper von der Kofferplatte herab. Es sah aus, als wäre das eine Kleinigkeit. Die Masse Mensch faltete sich auseinander — und im Nu saß der kleine Pokus auf der zweiten Stufe der Leiter. Wieder griff er nach oben in den leeren Koffer und drückte auf den Knopf. Der Motor surrte und zog die Unterseite des Koffers hinauf.

„Psst, erschrick nicht — ich bin Wupp!" Er zitterte nun doch, als er durch die Leiter auf Max' Schulter griff. Durch den dünnen Trikot spürte er die Narbe, die damals die Hacke gerissen hatte. Vor ihm saß sein Bruder Max!

Kein Schrei. Kein Laut. Nur eine Hand griff durch die Sprossen und streichelte Wupps Gesicht.

„Mäxe", flüsterte Wupp und schluckte die Rührung hinunter, „Mäxe, wir haben ganz wenig Zeit. Ein Freund hat mich hier versteckt. Niemand weiß es. Sag schnell, wie wir dich wegbringen können."

„Ich such dich schon so lange", flüsterte Max mit einer dünnen Stimme, auf der die Tränen saßen.

„Du hast meinen Namen in der Zeitung gelesen, hast Ludwig angerufen — aber wir kamen nicht an dich heran!"

Der kleine Max suchte Wupps Hand. Er sprach auf einmal schnell und abgehackt: „Dieser Zauberer hat mich aus dem Flüchtlingslager mitgenommen und mich in einem kleinen Dorf abgerichtet. Ich bin der einzige, der so gelenkig ist. Ohne mich kann er den Koffertrick nicht machen. Ohne Koffertrick ist er eine Null. Deshalb bewacht er mich. Nie darf ich reden, wenn andere dabei sind. Weil er mich als seinen Sohn ausgibt. Ich muß stumm sein. Niemand soll wissen, daß ich Deutscher bin. Er tritt als Ausländer auf, damit ich nicht von den deutschen Behörden überwacht werde. Er sperrt mich ein. Er hat mich geschlagen, weil ihr nach mir gefragt habt. Morgen vormittag fliegen wir nach München. Er hat schon die Flugkarte."

„Dann wird es Zeit. Heute nacht holen wir dich."

„Nein — er schläft mit mir in einem Zimmer."

„Dann morgen früh."

„Wo wohnst du, Wupp?"

„Lange Straße 11, bei Trumm. Vater Trumm will auch dich aufnehmen."



„Psst — erschrick nicht! — Ich bin Wupp!"

Es surrte. Der Zauberer hatte den Knopf gedrückt und den Deckel geschlossen. Der Kofferboden senkte sich, ein greller Lichtstreifen fiel in den Raum. Wupp wich ein Stück zurück. „Lange Straße 11", flüsterte Max, „ich versuche auszukratzen!"

DER STERNCHEN-CLUB

Liebes Sternchen! Wir haben vor 6 Wochen einen Sternchenclub gegründet. Unseren Vorsitzenden mußten wir leider wieder absetzen, weil er den Sternchenclub aufs schändlichste beleidigte. — Unser Clubraum war früher ein Holzboden. Aber jetzt sieht er ganz anders aus. Wir mußten alles verschalen und dann mit Tapete überziehen. Vor das Fenster hingen wir schöne Gardinen. Bänke haben wir uns auch beschafft. Einen Tisch zimmerten wir uns selbst. Auch haben wir einen Teppich auf den Fußboden gelegt. Elektrisch haben wir natürlich auch. Unser Beitrag ist 10 Pfg. in der Woche. Unsere Adresse lautet: Sternchenclub Weserbergland, Karl-Heinz Borchers Holzminden, Obere Bachstraße 51.

Lieber Sternchenclub! Was hat Euer Vorsitzender denn bloß gemacht, daß Ihr ihn absetzen mußtet? Und wie macht Ihr das? Stimmt der ganze Club darüber ab? Schreibt auch mal, ob Ihr Eurem früheren Kapitän denn auch erlaubt habt, sich zu verteidigen.

Euer Schnuppe.

Liebes Sternchen, lieber Schnuppe! Unser Schulausflug ging diesmal von Gießen mit dem Autobus über Frankfurt—Darmstadt—Weinheim nach der Bergstraße. Wir gingen dann zu Fuß in Richtung Auerbacher Schloß. Da fanden wir in einem Gebüsch gut versteckt zwei Koffer. Unser Lehrer nahm die beiden Koffer. Sie wurden auf dem Schloß geöffnet. Zum Vorschein kamen zwei Pelzmäntel, zwei Popelinemäntel und Bettwäsche. Auf einen Anruf hin kamen die Landjäger und untersuchten alles. Feststellen konnten sie nichts. Als sie mit ihrem Auto abfuhren, war vor ihnen eine schwarze Limousine, die ihnen verdächtig vorkam. Als die Landjäger sie zum Halten zwangen, flohen sie in Richtung Hohenzollern. Die Landjäger holten sie ein und konnten die Insassen verhaften. Wie wir das unseren Eltern am Abend erzählten, staunten sie. So was erlebt man ja auch nicht alle Tage.

Viele Grüße Dein Ulrich Nickel
Gießen/Lahn

Liebes Sternchen! Ich habe Tiere sehr gerne. Bei mir zu Hause halte ich mir 2 Kanarienvögel, 3 Goldfische, 1 Wels, 1 Blindschleiche, 2 Zauneidechsen, 1 Laubfrosch, 2 kleine und 3 große

Wupp hätte gern aufgeschrien. Das ist mein Bruder, er gehört zu mir! Aber wer hätte ihm geglaubt? Die Leute hätten gedacht, der Auftritt gehöre zum Programm und hätten sicher sehr gelacht. So wie gestern abend, als Kally mit dem Pfeil geschossen hat.

Wupp sah, wie sich Max zusammenrollte, wie er sich auf die Kofferplatte zog, nach oben griff und auf den Knopf drückte, wie er ins Dunkle hinein lächelte, dorthin, wo er Wupp vermutete, und dann den Kopf ganz auf die Brust senkte.

Der Motor surrte. Der Kofferboden mit dem Unglückshäufchen Max entschwebte nach oben. Nur der schmale Lichtspalt zwischen dem Koffer und dem Loch in der Bühne war noch zu sehen. Aber auch der verschwand, als sich jetzt die Falltür bewegte und wieder zuschob.

Es war völlige Nacht um Wupp. Langsam kroch er auf den Teppich zurück. Nie war er sich so hilflos vorgekommen. Er dachte tausenderlei auf einmal. Der lange Ludwig, Polizei, Kally mit dem Bogen, Redakteur Schneller, der Junge mit dem Semmelkopf, Vater Trumm, Kaubiene und der Veilchenstrauß. Er dachte die Reihe vorwärts und rückwärts, sah das starre Gesicht des Zauberers und sah das gütige Gesicht Vater Trumms. Immer wußte Trumm einen Rat. Immer.

Oben lief die Vorstellung weiter. Draußen amüsierten sich die Leute, und vor ihnen hockte ein Junge und weinte vor sich hin. Gut, daß es dunkel ist, dachte er.

*

Der lange Ludwig saß auf seinem Stuhl, als hätte er Pech an der Hose. Der Abschiedsmarsch war verklungen. Die Leute waren zum größten Teil schon draußen, eine letzte Traube Mensch hing vor der Ausgangstür des Tivoli-Saales.

Da stand Ludwig endlich auf und ging auf eine Säule zu, die seitlich den Balkon stützte. Er stellte zufrieden fest, daß es alle sehr eilig hatten und daß sich niemand mehr für die Bühne interessierte. Alles ging, stand und blickte in Richtung Saaltür. Die Musiker packten ein und räumten das Feld. Jetzt wird es Zeit, dachte Ludwig, ging munter auf die kleine Tür unter der Bühne zu und riegelte sie auf. Wupp hockte schon dahinter und krabbelte sofort heraus. Ludwig schnappte wieder zu.

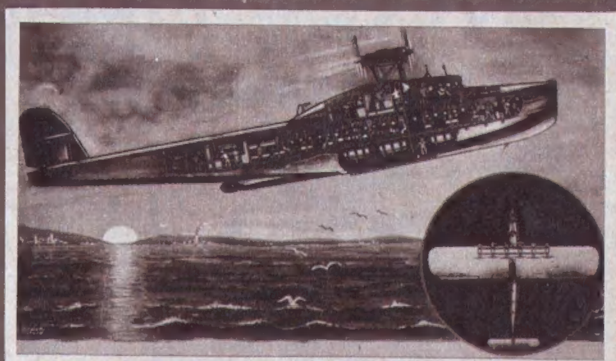
„Gittigitt, wie siehst du denn aus?"

Wupp war von dem Wirbel auf der Bühne tüchtig eingestaubt. Sein Haar war grau, sein Gesicht war verschmiert, sein Hemd hatte dunkle Streifen.

„Schnell an die Seite!"

Ludwig ist froh, daß alles gut gegangen ist. Wir sind es mit ihm! Hoffentlich kommt er mit Wupp schnell aus dem Saal hinaus und nach Hause. Ob Max schon im nächsten Sternchen auftaucht?

WIR SAMMELN FLUGZEUGE



Die Dornier Do X, ein Riesenflugschiff, war die Sensation von 1929. Sie hat 12 Motoren und konnte ein Fluggewicht von 56 t aus dem Wasser heben. Der Bootsrumpf ist in drei Decks übereinander aufgeteilt.



Die Deutsche Lufthansa übernahm 1929 den Junkers Schweröl-(Diesel)-Motor und ließ ihn in eine Junkers F 24 einbauen. Der neue Motorentyp bedeutete eine Umwälzung für den Motorenbau in der Luftfahrt.

Grasfrösche, 1 Kreuzspinne, 3 Raupen, 2 Puppen, 3 Bergmolche und 2 Teichmolche. Sie haben es wirklich gut bei mir. Die meisten Tiere halten schon Winterschlaf. Nun will ich schließen. Viele Grüße sendet Dir Deine

Gerlinde Horn,
Gießen / Lahn
Kreuzplatz 11

Liebes Sternchen! Ich danke Dir für Deinen lieben Brief vom 13. 8. 1954, der per Luftpost längst in meine Hände gelangte. Inzwischen schrieb mir ein Sternchen-Junge, namens Wolfgang Bär aus Freiburg i. Br., der mich um Briefmarken bat. Ich habe ihm sofort geantwortet und viele Briefmarken beigefügt, und wenn er mir wieder antwortet, kann schon ein ganz schöner Briefwechsel entstehen. — In den großen Ferien haben wir viele Exkursionen in die Berge gemacht, gut ausgerüstet mit Würstchen, Butterbroten und Fruchtsaft. Wir haben auch einen Schlafsack und Decken mitgenommen, damit wir uns ausruhen konnten. Natürlich muß man aufpassen, damit man im hohen Gras und im Busch nicht auf Schlangen tritt, aber diese kriechen schon davon, denn wir können nicht unseren Mund halten, so daß wir durch unser Geschrei schon in aller Ferne gehört werden. Das können diese Tiere nämlich nicht vertragen. Wir wollen jetzt auch dem Tierschutzverein beitreten und aufpassen, daß die Bauern, die zum Markt kommen, nicht die Hühner mit dem Kopf abwärts tragen oder ihre Esel und Maultiere schlagen. Ich glaube, das ist eine gute Sternchentat. Ich schicke Dir viele Grüße im Namen des Sternchenclubs aus Caracas, und so bin ich Dein

Haymo Henry Heyder,
Apartado del Este No. 4050
Caracas / Venezuela

AUFLÖSUNG AUS HEFT 50

Die Jäger aus Kurpfalz

Jäger Nr. 1 ist der Klügste, weil er ohne sein Gewehr fortzuwerfen, auf den nächsten Baum kletterte. Jäger Nr. 2 ist der Ängstlichste. Er kletterte am Höchsten, obwohl der Baumstamm ganz glatt ist. Nr. 3 ist am Kaltblütigsten, er trinkt gemütlich einen Schluck. Nr. 4 ist vorsichtig, er zog die Stiefel aus, um sicher heraufzukommen. Nr. 5 ist der Dümmste, er rannte am weitesten und erwischte doch den schwächsten Baum. Nr. 6 handelte am Kopflosesten, er kriecht an einem gefällten Baumstamm entlang. Nr. 7 ist der Mutigste, nämlich der Keiler, der statt zum Gejagten zum Jäger wird.